1,80 DM / Band 523
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,–

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Julies schöne Zombie-Schwester

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Julies schöne Zombie-Schwester

John Sinclair Nr. 523

von Jason Dark

erschienen am 12.07.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Julies schöne Zombie-Schwester

Ich hatte geglaubt, der Fall Julie Gladstone sei erledigt gewesen. Ein Irrtum, wie sich herausstellte, denn Julie umgaben noch weitere Geheimnisse. Aus der Vergangenheit meldete sich jemand, zu dem Julie angeblich gehörte, und so ging es für uns alle in die entscheidende Phase, die nur von einer Frage beherrscht wurde: War Julie Gladstone noch zu retten, oder würde sie in den Bann ihrer blonden Zombie-Schwester geraten…?

»Sie ist nackt, schön, hat lange, blonde Haare und einen tätowierten Rücken«, sagte Stefan Klein und deutete durch ein Nicken den Ernst seiner Worte an.

Kommissar Will Mallmann lächelte. »Das soll ich dir alles glauben, Stefan?«

»Und wie.«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

»Was?« Klein sah den Kommissar erstaunt an. »Wir kennen uns lange genug, Will.«

»Eben. Ich weiß auch, was du von Beruf bist: Rundfunk-Moderator, immer auf der Suche nach einer heißen Story. Ob sie nun der Wahrheit entspricht oder nicht…«

»So kannst du das nicht sagen«, unterbrach Stefan seinen alten Bekannten. »Was ich über den Äther bringe, stimmt.«

»Sonst wäre ich deinem Ruf ja nicht gefolgt.«

»Dafür bin ich dir auch dankbar. Ich wollte ja einen guten Zeugen vorzeigen können, wenn sie erscheint.« Klein deutete auf seine hochempfindliche Kamera. »Außerdem besitzt auch sie ein unbestechliches Auge.«

Will kannte die Geschichten seines alten Freundes Stefan Klein.

Die beiden Männer hatten sich bei einem Interview vor rund zehn Jahren kennengelernt und waren seit dieser Zeit in einem losen Kontakt geblieben.

Stefan Klein war zu einem Privatsender gewechselt, der öffentlichrechtliche hatte ihn zu sehr eingeengt, wie er sagte. Klein gehörte zu den Leuten, die auf der Suche nach besonderen Geschichten waren. Da kam ihm die Sache mit der blonden Frau gerade recht, die immer in langen Winternächten vor einer alten Steinbrücke erschien und die Menschen erschreckte, ob es nun Autofahrer, Radler oder Fußgänger waren.

Den Begriff »immer« hatte Stefan Klein eingeschränkt. Es handelte sich bei der Frau mehr um eine Sage, und sie war eigentlich vor gut hundert Jahren zum vorletztenmal erschienen, allerdings im Januar des Jahres 1988 wieder häufiger.

Stefan Klein hatte davon Wind bekommen. Er wäre kein guter Reporter gewesen, hätte er sich darum gekümmert und sich gleich rückversichert, indem er Will Mallmann Bescheid gab.

»Eigentlich hätte ich etwas Besseres zu tun, als mir mit dir schon die zweite Nacht um die Ohren zu schlagen«, beschwerte sich der Kommissar.

»Was willst du? Es ist doch gemütlich.«

»Wo – hier?«

»Klar.«

Will schüttelte den Kopf. »Das kann auch nur einer sagen, der beim

Rundfunk ist.«
Mallmann hatte mit seiner Beschwerde recht. Sie hockten praktisch unter der alten Steinbrücke, wo es verdammt zog und das vorbeirauschende Wasser des schmalen Flusses noch zusätzliche Kühle brachte, obwohl es bisher ein überdurchschnittlich warmer Jahresbeginn gewesen war. Ein Januar ohne Schnee. Selbst in den Alpen sehnte man sich nach der weißen Pracht.

Will Mallmann und Stefan Klein hockten an der Böschung, eingepaßt in eine flache Mulde. Als Kleidung trugen sie dicke, gefütterte Parkajacken mit Kapuzen, die sie über die Köpfe gestreift hatten, denn der Wind konnte eklig werden.

»Was ist denn, wenn sie nicht erscheint?« fragte Will.

»Du hast mir noch eine dritte Nacht versprochen, denk daran.«

Der Kommissar strich über den schmalen Rücken seiner gebogenen Römernase. »Wie sich das anhört, Stefan.«

»Ist aber so.«

»Meinetwegen.«

Klein fummelte wieder an seiner schußbereit vor der Brust hängenden Kamera herum. Er war um einige Jahre jünger als der Kommissar. Sein angegrautes Haar trug er wie eine Perücke auf dem Kopf. Dauerwellen hatten es lockig gemacht, während es lang in seinen Nacken fiel.

Laut Aussagen eines Zeugen war das unheimliche Mädchen stets gegen Mitternacht erschienen und sogar einmal zu einem der Anhaltenden in den Wagen gestiegen. Sie hatte dem vor Schreck starren Mann etwas gesagt, eine Botschaft mitgeteilt, doch dem Mann waren die Worte entfallen. Er konnte sich an nichts mehr erinnern.

Zu Beginn ihrer Warterei hatte Mallmann einen Begriff geprägt, an dem er auch jetzt noch festhielt. Eine Nacht zum Weglaufen.

Naßkalt, sehr dunkel, ohne Sterne, und auch der Mond hielt sich vornehm versteckt. Nur der Wind war nicht eingeschlafen.

Der kleine Fluß, an dem sie hockten, führte Hochwasser. Es überschwemmte dabei einen Teil der Böschung. Die alte steinerne Rundbogenbrücke trotzte den Wassermassen, die um die im Fluß stehenden Fundamente gurgelnde Wirbel produzierten.

Das Rauschen des Flusses hatte Will zunächst als störend empfunden, sich später aber daran gewöhnt. Jetzt befand er sich bereits in einem Zustand, wo er es kaum noch hörte.

»Möchtest du was essen?« fragte Klein.

Will grinste. »Du willst mich wohl bei Laune halten?«

»Das sowieso.«

»Nein, danke.«

»Ich habe den berühmten Pausensnack eingesteckt.«

»Dann iß du ihn.«

»Auf was hättest du denn Hunger?«
»Auf ein Eisbein mit Sauerkraut und ein anständiges Bier. Danach ein Bett.«
»Wie fade.«
»Ich gehöre eben zu den typischen Deutschen.«
»Hast aber in England deine Freunde.«
»Sicher. Das wäre auch ein Fall für John Sinclair hier, sollte es sich nicht als Finte herausstellen.«
Stefan Klein biß in seinen Pausensnack und schüttelte den Kopf.
»Es ist keine Finte, glaub mir.«
»Schon gut.«
Die nächste Minute verbrachten sie schweigend. Klein kaute still vor sich hin.
Ein Geräusch riß sie aus ihrer Warterei. Noch ziemlich weit entfernt, aber dumpf und irgendwie donnernd klingend.
Der Kommissar richtete sich auf. »Das kann sie doch nicht sein…«
Klein schüttelte den Kopf. »Hört sich nach einem Motorrad an.«
Da beide sichergehen wollten, kletterten sie hoch bis zum Rand der Böschung, versteckten sich aber noch im harten, braungrünen Wintergras und schauten nach links, denn von dort war das Geräusch aufgeklungen. Rechts von ihnen lag die Brücke, über die die schmale Straße und weiter in das Dorf führte.
Von den Häusern sahen sie nicht allzuviel. Nur der Kirchturm zeichnete sich vor dem Himmel wie gemalt ab.
Links zuckte ein Lichtfleck hin und her. Der Motorradfahrer schien sich in Kurventechnik zu üben. Vielleicht hatte er auch zuviel getrunken.
»Das ist eigentlich ihre Zeit«, sagte Stefan Klein und blickte zur Brücke hin.
Mallmann mußte ein Gähnen unterdrücken. »Vielleicht kommt sie ja noch. Man soll die Hoffnung nie aufgeben.«
»Scherzbold.«
Ein breiter Lichtstreifen fiel über die Fahrbahn. In der letzten Kurve vor der Brücke erschien der Motorradfahrer. Viel war von ihm nicht zu sehen, weil der Scheinwerfer wie ein großes, weißes, glotzendes Auge wirkte und diejenigen blendete, die hineinschauten.
Er jagte heran.
»Der fährt zu schnell«, sagte Klein.
Zwei Sekunden später befand er sich mit den Männern auf gleicher Höhe – und bremste.
Will und Stefan erschraken. Damit hatten sie nicht gerechnet.
Okay, ein Zurücknehmen der Geschwindigkeit wegen der schmalen Brücke, das konnte in Kauf genommen werden, aber nicht diese Vollbremsung.

Sie war so plötzlich erfolgt, daß der Fahrer seine Maschine nicht mehr unter Kontrolle bekam, mit dem Hinterrad ausbrach, sich drehte und über den Boden rutschte, so daß eine Funkenspur die Maschine bei ihrer unfreiwilligen Reise in den Straßengraben auf der anderen Seite begleitete.

Die Räder drehten sich noch. Dem Fahrer schien nicht viel passiert zu sein, er fluchte lauthals. Die beiden Beobachter wußten plötzlich, weshalb er so stark gebremst hatte.

»Ich werde zum Büffel!« ächzte Stefan Klein. »Das ist sie, das ist sie tatsächlich!«

Mitten auf der Brücke stand – einer Spukgestalt ähnlich – eine nackte Blondine…

***

»Hallo, Suko!«

Julie Gladstone, das Mädchen, das schon mehrere Male gelebt hatte und jetzt dank unseres Eingreifens sein wohl letztes Leben führte, strahlte meinen Freund und Partner an, als hätte sie nur auf ihn gewartet.

Suko stürmte aus der Küche. »Ja, wen haben wir denn da!« rief er.

»Unsere Julie!« Er faßte sie unten unter, hob sie hoch und drehte sie einige Male im Kreis, bevor er sie wieder auf den Boden stellte, wo Julie zu einem Sessel hinlief und sich hineinfallen ließ.

Ich schloß derweil die Tür, nickte Suko zum Gruß zu und zog die Nase hoch.

»Was ist denn?«

»Wonach riecht es hier?«

»Ich habe euch schließlich zum Essen eingeladen und entsprechend alles vorbereitet.«

»Chinesisch?«

»Denkst du etwa italienisch.«

»Hätte ja sein können. Es soll sogar Menschen geben, die den Horizont ihrer Kochkünste im Laufe der Zeit erweitern. Zu denen scheinst du nicht zu gehören, Suko.«

Er drohte mir mit einer Pfannenschaufel. »Was kannst du denn kochen, John?«

»Das ist…«

»Überhaupt nichts«, unterbrach Suko mich und nickte Julie zu.

»Der läßt sogar das Wasser anbrennen.«

Das zehnjährige Mädchen wollte sich ausschütten vor Lachen und lachte noch lauter, als es in der Küche zischte und Suko wie ein Sprinter startete.

»Ich esse aber gern chinesisch!« rief sie dem Inspektor noch als Trost hinterher.

»Beeil dich nur nicht«, gab ich meinen Senf dazu. »Wir haben Zeit genug.«
»Hol dir doch Chips and Fish!« rief Suko aus der Küche.
»Erst will ich wissen, was es bei dir gibt?«
»Eine Hühnersuppe mit Glasnudeln als Vorspeise. Danach Schweinefleisch süßsauer.«
»Hört sich gut an.«
»Sag' ich doch.«
»Und als Dessert?«
»Hör auf!« stöhnte Suko. »Weshalb willst du überhaupt ein Dessert haben? Vorspeise und Hauptgericht sättigen genug. Zur Not kannst du ja einen Whisky trinken.«
Julie unterbrauch unseren lockeren Dialog. »Ich jedenfalls freue mich auf Sukos Essen. Ich glaube bestimmt, daß er gut kochen kann.«
»Ja, das schafft er.« Allerdings behielt ich es für mich, daß Suko sich das Essen aus Konserven holte. Es wäre auch zuviel verlangt gewesen, alles selbst zu machen.
Ich schaute Julie an und sah ihr Lächeln. »Dir geht es also wieder besser!« stellte ich fest.
»Ja.«
»Und dein Vertrauen habe ich ebenfalls zurückgewonnen?«
Julie nickte heftig.
»Das war mir wichtig.«
Sie hob die schmalen Schultern, zog die Beine an und legte sie auf die Sitzfläche. »Weißt du, John, ich hatte wirklich an dir gezweifelt«, sagte sie wie eine Erwachsene. »Als man mich abholte und in diese Klinik zur Untersuchung bringen wollte, du aber nicht in der Nähe warst und man mir erklärte, daß alles auch in deinem Sinne geschehen würde, da konnte ich nicht mehr.«
»Verständlich, Julie.«
»Dann traf ich diesen Orrie. Er war ebenso enttäuscht worden wie ich. Ein vom Leben gezeichneter Mensch.« Wieder redete Julie wie eine Erwachsene, sprach aber nicht mehr weiter und hing ihren Gedanken nach.
Mit dem Namen Orrie hatte sie mir ein ebenfalls gedankliches Stichwort gegeben. Orrie Wayne hatte ein unglückseliges Schicksal hinter sich, das eng mit dem seines Vaters, der letztendlich Selbstmord begangen hatte, verknüpft gewesen war.
Sein Sohn Orrie, der ein tragisches Schicksal hinter sich hatte, saß in Untersuchungshaft, weil er sich noch für einen länger zurückliegenden dreifachen Mord verantworten mußte. Nach der Tat hatte ihn sein Vater jahrelang in einem finsteren Schloßverlies versteckt gehalten, denn ein Mörder als Sohn wäre der Karriere des Vaters nicht eben förderlich gewesen. Und Professor Wayne war ausgerechnet der Leiter

des Sanatoriums gewesen, in das gewisse Leute Julie gern zur Untersuchung gehabt hätten. Glenda und mir war gelungen, sie gerade noch abzufangen, nun mußten wir uns überlegen, was mit Julie geschehen sollte.

»Du denkst über mich nach, John!«

»Stimmt.«

»Das habe ich gemerkt. Hast du denn schon eine Lösung gefunden?«

»Ich will ehrlich zu dir sein: Nein. Ich weiß nicht, wie es mit dir weitergehen soll.«

»Was sagen denn die Männer, die mich in dieses Sanatorium haben schleppen wollen?«

»Ich weiß es nicht, weil ich mit ihnen noch nicht gesprochen habe. Es wäre auch nicht gut, wenn ich ihnen gegenübersäße. Das gäbe nur Ärger für uns beide.«

»Und dein Chef?«

»Weiß ich auch nicht. Er muß es eben hinnehmen, daß du jetzt bei mir bist.«

Julie starrte gegen die leere Mattscheibe. »Leider nicht für immer, John.«

»So ist es.«

»Dabei könnte ich dir durch meine Kräfte helfen«, sagte sie leise.

»Ich weiß.«

»Du hast einen schlimmen Job, wenn ich das mal so sagen darf«, erzählte sie etwas altklug. »Du schwebst in Gefahr, das ist auch bei mir der Fall, aber…«

»Julie, mach dir bitte keine Sorgen. Wir werden das Kind irgendwie schon schaukeln.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Da ist noch etwas anderes«, erklärte sie mit leiser Stimme. »Etwas, das in mir hockt.«

»Schlimm?«

Sie holte tief Atem. »Ich weiß es nicht so recht. Ich weiß es wirklich nicht. Es kommt eben alles auf einmal auf mich zu! Da ist was, das ich noch nicht fassen kann.«

»Rede bitte.«

»Es ist schwer.« Sie hob die Schultern. »Jedenfalls liegt es tief in meiner Vergangenheit begraben.«

»In welcher, bitte?«

»In der gesamten, glaube ich. Ein Geheimnis. Ich sehe etwas, aber ich kann es trotzdem nicht erkennen. Verrückt, nicht wahr? Aber es entspricht den Tatsachen.«

»Kannst du dich näher darüber auslassen?«

»Nein, noch nicht. Es ist eine Person, ein Wesen, das von mir Besitz

ergreift.« Julie atmete nach diesen Worten schneller. Sie litt stark unter den Anforderungen.

»Ist dir das Wesen schon einmal begegnet?« wollte ich wissen.

»Nie direkt. Es war zwar da, es schwebte irgendwo, aber begegnet ist es mir eigentlich nie.«

»Also nicht als Gestalt?«

»Genau.«

»Fürchtest du dich davor?«

Julie schaute mich groß an. »Ja und nein«, flüsterte sie. »Es ist so verflixt komisch. Ich stecke da in einer großen Zwickmühle, John. Sie packt mich von verschiedenen Seiten. Einerseits wünsche ich es, andererseits lehne ich es ab.«

Ich wollte das Thema nicht weiter erörtern und sagte: »Dir wird schon etwas einfallen, Mädchen.«

»Hoffentlich.«

Suko erschien in der Küchentür. Er hatte eine Schürze umgebunden. Sie zeigte das Gesicht eines Kochs, der eine hohe Mütze auf dem Kopf trug und den Mund zu einem breiten Grinsen verzogen hatte. »Das habe ich gern«, sagte der Inspektor. »Hier herumsitzen, reden und mich alten Mann einfach arbeiten lassen.«

»Na und?«

»Wie – na und? Willst du nicht wenigstens den Tisch decken?«

Julie stand auf. »Ich helfe dir.«

Suko streckte die Hand aus. »Nein, du nicht. Du bist hier Gast. Aber dieser faule Geisterjäger kann seine Knochen ruhig einmal strecken. Das tut ihm gut.«

»Ja, ja, Herr Oberkellner«, murmelte ich. »Das geht schon in Ordnung. Sonst noch etwas?«

»Nein.«

»Dann komme ich jetzt in die Küche.«

Julie blieb wirklich sitzen, während ich in der Küche die Suppentassen und Teller auf ein rotes Tablett stellte.

Suko, der am Herd stand, zeigte ein ernstes Gesicht. »Wie sieht es aus?«

»Mit Julie?«

»Womit sonst?«

Ich räusperte mich. »Es ist nicht einfach, weißt du? Sie leidet sehr unter den Umständen.«

»Das kann ich mir vorstellen. Julie weiß nicht, wohin sie gehen soll – oder?«

»So ist es. Aber da ist noch etwas anderes, das erst in letzter Zeit bei ihr hochkam.«

»Und was?«

Ich hob die Schultern. »Julie weiß es leider selbst noch nicht. Es ist

tief in ihrer Vergangenheit begraben und kommt nur abgeschwächt an die Oberfläche des Bewußtseins.«

»Kann ich euch helfen?« Das Mädchen stand in der offenen Tür und schaute uns an.

Ich wußte nicht, ob Julie die letzten Worte gehört hatte, jedenfalls deutete nichts darauf hin.

»Nein, laß mal.« Das Geschirr stand bereits auf dem Tablett. Ich brauchte nur noch die Bestecke aufzulegen. »So, meine Liebe, beim Tischdecken möchte ich nicht allein sein.«

»Okay, das mache ich schon.«

Sie half sehr geschickt. Es war ihr anzusehen, daß sie es nicht zum erstenmal tat. »Bei meinen Großeltern habe ich das auch immer getan.«

»Das sieht man.«

»Nicht einmal zu ihrer Beerdigung bin ich gewesen«, flüsterte sie und hob den Kopf. »John, das ist schlimm.«

»Ich weiß es, Kind, aber ich konnte da wirklich nichts machen. Ich wäre ja selbst auch mit dir gefahren.«

»Das glaube ich dir.«

Ich holte Gläser aus dem Schrank. Suko und ich tranken Bier zum Essen. Julie bekam Saft.

»Aha, ist ja alles fertig.« Suko kam in den Wohnraum, die Schüsseln mit dem Essen balancierte er auf den Händen. Seine Augen strahlten dabei. Der Duft der Suppe und des Fleisches strömte ihm entgegen.

»Riecht klasse«, sagte Julie.

»Das schmeckt auch so.«

»Erst mal sehen«, sagte ich.

»Daß du immer alles miesmachen mußt«, beschwerte sich Suko.

»Uns wird es jedenfalls schmecken, nicht wahr, Julie?«

»Das glaube ich auch.«

Das Mädchen und ich nahmen die Plätze ein, während Suko die Hühnersuppe mit den Glasnudeln in die Tassen füllte. Dicht unter der Oberfläche schwamm der hellgelbe Eierstich.

»Ich hoffe, es schmeckt euch.«

»Das werden wir sehen, Alter.«

»Immer wieder diese destruktiven Kommentare!« beschwerte sich der Inspektor.

Es schmeckte tatsächlich. Julie bekam glänzende Augen, lächelte öfter als sonst, und wir sahen ihr direkt an, wie wohl sie sich zwischen uns fühlte.

»Kann ich noch Nachschlag haben?« erkundigte sie sich.

»Gern, aber es gibt noch ein Hauptgericht«, warnte Suko.

»Ich habe aber Hunger.«

»Dann bekommst du was.«

Suko füllte nach. Ich verzichtete darauf. Sich den Magen so voll zu schlagen, war nicht meine Art. Wir warteten, bis Julie ihren zweiten Teller geleert hatte, dann gab es das süßsaure Schweinefleisch und den Reis dazu.

»Toll!« lobte Julie die Kochkünste des Chinesen. »Das ist wirklich super!«

Auch mir schmeckte es. Ich sah Sukos Grinsen und konnte mir vorstellen, was er dachte.

»Willst du einen Kommentar?« fragte ich.

»Ja.«

Ich trank zunächst einen Schluck Bier. »Du hast wirklich nicht die billigsten Fertiggerichte genommen…«

»Stell dich in die Ecke und schäm dich.«

»Meinst du das ernst?« fragte Julie.

Ich zwinkerte ihr zu. »Sicher, Spaß kann ich nämlich nicht vertragen.«

Sie wollte sich ausschütten vor Lachen. Suko und ich freuten uns, daß wir der Kleinen wieder ihren Humor zurückgegeben hatten. Ob es so blieb, war allerdings fraglich.

Julie wollte noch Nachschlag. Ich bekam große Augen. »Was hast du für einen Magen?«

»Einen guten.«

Ich lachte. »Das habe ich gemerkt. Ich wäre schofi geplatzt, wenn ich das alles…«

»Laß das Kind essen, John.« Suko schaufelte Julie die zweite Portion auf den Teller.

»Aber nicht soviel wie beim erstenmal.«

»Keine Sorge.«

Ich hatte die erste Flasche Bier bereits leergetrunken und holte mir eine zweite aus dem Kühlschrank. Zur Verdauung genehmigte ich mir auch einen Whisky.

»Ich habe auch chinesischen Pflaumenwein gekauft«, sagte Suko.

»Den müßtest du probieren.«

»Vielleicht später.«

Julie schob den Teller zurück. »Ah«, stöhnte sie, »jetzt bin ich aber satt.«

»Das glaube ich dir.«

Sie bewegte den Kopf und ließ die dichten, blonden Haare fliegen.

Dabei lächelte sie auch. »Nicht ganz satt«, erklärte sie. »Es fehlt eigentlich noch etwas.«

»Und was?«

Sie schaute Suko an. »Du hast nicht zufällig von einem Nachtisch gesprochen? Oder habe ich mich verhört?«

»Den schaffst du auch noch?«

»Es kommt auf den Nachtisch an.«
Suko zog so ein überraschtes Gesicht, daß ich laut auflachen mußte. »Kinder, mein Lieber, müssen essen, weil sie schnell wachsen. Weißt du das nicht?«
»Jetzt allerdings. Also, Julie.« Suko begann aufzuzählen. »Ich habe etwas aufgetaut. Himbeeren, Blaubeeren, auch Erdbeeren…«
»Und Eis hast du auch?«
»Klar doch.«
»Dann kannst du mir ja einen Beerenteller mit Eis machen. Aber nur, wenn es keine Mühe macht.«
»Unsinn, das kriegen wir schon hin.«
»Danke.«
Suko stand auf. An der Küchentür fragte er mich, ob ich auch noch einen Nachtisch wollte.
»Nein, nur nicht. Ich bin satt bis zum Hals.«
»Ich auch.«
Es dauerte einige Minuten, bis Suko aus der Küche zurückkehrte und den Nachtisch brachte. Auf die drei verschiedenen Beerenarten hatte er eine große Kugel Vanilleeis gelegt. Er servierte das Dessert wie ein perfekter Ober. »Na, Mädchen, ist das was?«
Julie hatte strahlende Augen bekommen. »Ohhh«, stöhnte sie.
»Ich glaube, das ist am besten.«
Suko und ich hatten unseren Spaß, als wir sie essen sahen. Julie war in der letzten Stunde eine völlig andere Person geworden. Jetzt benahm sie sich wie ein normales Kind. Der Druck war von ihr verschwunden, sie fühlte sich wohl und genoß es, endlich verwöhnt zu werden. Als sie den Teller zurückschob und die Beine ausstreckte, mußte sie einige Male tief Luft holen.
»Geht es dir schlecht?« erkundigte ich mich.
»Nein, John, mir geht es gut, obwohl ich ziemlich satt bin. Mir geht es sogar sehr gut.«
»Das freut mich für dich.«
Sie stöhnte einige Male. »Jetzt kann ich aber wirklich nichts mehr essen.«
»Das ist verständlich, Mädchen.«
»Und trinken?«
Sie deutete auf ihren Saft. Das Glas war noch zur Hälfte gefüllt.
»Es reicht noch.«
Wir freuten uns darüber, daß es Julie so gut gefiel. Sie schien tatsächlich einen Schlußstrich unter ihr früheres Leben gezogen zu haben. »Was machen wir jetzt?«
Nach dieser Frage schauten Suko und ich beide etwas dumm aus der Wäsche. Wir wußten nicht, wie man ein Mädchen wie Julie am Abend beschäftigte.

»Also nichts mehr essen«, sagte ich.
»Daran hatte ich auch nicht gedacht.«
»An was denn?«
»Habt ihr Spiele?«
Nach dieser Frage grinste Suko, kratzte sich am Kopf und fing an zu lachen. »Damit hast du mich aber in Verlegenheit gebracht, Kind. Spiele?« Er hob die Schultern. »Ich… ich habe mit Shao früher nie gespielt …«
»Stimmt nicht, Suko«, warf ich ein, »höchstens anders.«
»Laß mal sein.«
»Vielleicht Monopoly?«
»Tut mir leid, Julie, das habe ich nicht.«
»Und du, John?«
Sie schaute mich so hoffnungsvoll an, daß es mir leid tat, ihr eine negative Antwort geben zu müssen. »Hätte ich das alles gewußt, dann hätte ich von meinem Patenkind Johnny einige Spiele besorgt. So aber sieht es düster aus.«
»Von Johnny hast du mir erzählt. Der wohnt auch mit einer Wölfin in einem Haus?«
»Richtig, Nadine.«
»Ich würde ihn gern mal kennenlernen. Auch Nadine. Ich liebe ja Tiere.«
»Sie wird dir bestimmt gefallen, und sie wird dich auch mögen. Da bin ich mir sicher.«
Julie dachte über meine Worte nach, bevor sie mich scharf anschaute. »Ich habe das Gefühl, John, daß du schon weißt, was mit mir geschehen soll.«
»Wie meinst du?«
»Soll ich bei den Conollys bleiben?«
Ich gab meine Antwort lachend. »Daran habe ich tatsächlich schon gedacht, Kind. Es wäre auch nicht das erste Mal, daß die Conollys einen jungen Gast aufgenommen hätten.« Dabei dachte ich an Ali, der jetzt in der Nähe von Frisco in einem Kloster bei Yakup Yalcinkaya, unserem türkischen Freund, lebte.
»Hast du sie schon gefragt?«
»Noch nicht. Die folgende Nacht wirst du erst einmal hier verbringen.«
»Bei dir?«
»Wenn du möchtest.«
»Da stehen auch meine Sachen.«
Wir hatten Julie neue Kleidung gekauft, denn in Buckland in the Moor, dem Ort, aus dem sie stammte, hatte sie alles zurücklassen müssen, nachdem es mir gelungen war, die drei Hexen, das Gespenster-Trio, zu erledigen.

Julies Gedanken machten einen Sprung. Daran zu erkennen, daß sie dies durch das Senken ihres Kopfes dokumentierte. »Irgendwann möchte ich doch die Gräber meiner Großeltern besuchen«, flüsterte sie. »Habt ihr den kleinen Friedhof kennengelernt?«

»Nein.«

»Er liegt hinter dem Dorf, John. Dort ist das Gelände nicht zu sumpfig, sonst verschwinden die Leichen noch.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Julie wischte über ihr Gesicht. Sie war sprunghaft wie jedes Kind und stand plötzlich auf.

»Wo willst du hin?« fragte Suko.

Er bekam als Antwort nur ein Kopfschütteln. Ein Zeichen, daß Julie nicht gestört werden wollte. Ihre Schritte waren kaum zu hören, als sie in den Wohnraum ging. Sie blieb in der Mitte stehen und schaute auf den Bildschirm.

Er blieb leer, und weder Suko noch ich hatten den Eindruck, daß Julie fernsehen wollte. Sie schaute nur auf den Schirm und konzentrierte sich auf ihn.

»Ist etwas, Julie?« fragte ich leise.

»Das ist so komisch«, hauchte sie. »Es… es kehrt wieder zurück, John.«

»Was denn?«

»Dieses ganze Gefühl, verstehst du? Es ist wieder da. Die Erinnerung an sie…«

»Meinst du diese Person?«

»Ja.«

»Wer ist es genau?«

Julie hob beide Arme, winkelte sie an und preßte die Fingerspitzen gegen beide Stirnseiten. »Ich weiß es noch nicht«, flüsterte sie. »Aber die Person ist da. Ich spüre sie deutlich wie selten. Sie hat einen Kontakt mit mir aufgenommen. Sie ist in meinem Kopf, sie umkrallt meine Gedanken. John, was ist das?« Ihre Stimme zitterte plötzlich.

Suko und mich hatte auf unseren Plätzen nichts gehalten. Wir waren aufgestanden und starrten das Mädchen an.

Julie bewegte sich nicht. Sie glich einer Puppe in ihrem roten Pullover und der blauen Hose. Die Schuhe besaßen die Form von Mokkassins und paßten in der Farbe zum Pullover.

»Spürst du es noch?« sprach ich sie an.

Sie nickte und antwortete leise: »Immer deutlicher. Es wird stärker. Sie ist da…«

»Wer?«

Julie hob die Schultern. »Genau weiß ich es nicht. Sie ist eine Frau, nein, ein Mädchen, aber älter als ich.« Jetzt senkte sie die Arme wieder. »Ich kann sie genau sehen. Ja, ich sehe sie vor mir. Sie hat

blonde Haare, sehr lang sogar. Sie… sie hängen ihr bis auf die Schultern, und sie ist nackt«, fügte Julie noch hinzu.

»Was ist sie?«

»Nackt. Sie hat nichts an. Aber ihr Rücken, der… der … sieht so anders aus.«

»Wie?«

»Bunt…«

Suko und ich warfen uns einen verständnislosen Blick zu. »Ein bunter Rücken?« flüsterte mein Freund.

»Ja, ich sehe ihn genau vor mir. Er leuchtet in den roten, grünen und blauen Farben. Das sind Figuren, glaube ich. Alle so seltsam, ich kenne sie nämlich nicht.«

»Kannst du sie nicht deuten?«

»Nein, überhaupt nicht. Aber sie haben etwas zu bedeuten, das weiß ich genau. Ja, ich bin mir sicher. Sie müssen etwas zu bedeuten haben. Vielleicht…«

Gerade jetzt sprach sie nicht mehr weiter und wischte mit der Handfläche über ihr Gesicht.

»Julie, bitte…«

»John, es wird stärker. Der Nebel verschwindet. Ich kann sie jetzt deutlicher sehen.«

»Dann beschreibe sie…«

Etwas riß mir das letzte Wort von den Lippen. Ein knisterndes Geräusch, dem so etwas wie ein dumpfer Schlag folgte, und noch im gleichen Augenblick stellte sich der Fernsehapparat an, ohne daß einer von uns den Einschaltknopf berührt hätte.

Wir sahen ein Bild, in dessen Mittelpunkt das Mädchen stand, das Julie uns beschrieben hatte…

***

Nicht umsonst besaß Julie Gladstone ungewöhnliche Para- oder Telekräfte. Wie stark sie waren, bewies sie uns in diesen Augenblicken, als sie diejenigen Dinge, die sie nur in ihren Gedanken sehen konnte, als Bild auf der Mattscheibe wiedergab.

Sie hatte sich mit ihrer Beschreibung nicht geirrt. Auch Suko und ich sahen den nackten Mädchenkörper, dessen Rücken auf eine ungewöhnliche Art und Weise tätowiert war.

Leider konnten wir nicht erkennen, um was es sich bei den Tätowierungen handelte. Die einzelnen Motive liefen ineinander über und bildeten einen regelrechten Wirrwarr.

Das Mädchen stand auf einer sehr alten Steinbrücke. Der Wind wehte gegen ihren Rücken und schaufelte das lange, blonde Haar hoch.

Dunkelheit umgab die Bogenbrücke. Im Hintergrund erkannten wir eine düstere Landschaft und einen helleren Streifen, der sie

durchschnitt. Wahrscheinlich ein Fluß.

Die Unbekannte hatte ihre Arme vom Körper abgestreckt und die Handflächen nach außen gedreht. Sie kam mir vor wie eine Person, die auf etwas wartete.

Vielleicht auf das näher kommende Licht?

Mein Blick irrte vom Bildschirm ab zu Julie, die stark schwitzte und wieder einen ungewöhnlichen Ausdruck in beide Pupillen bekommen hatte. Sie stand jetzt unter einem regelrechten Dauerstreß.

»Es ist noch nicht passiert«, sagte sie leise. »Es wird noch passieren. Heute oder morgen, ich weiß es nicht. Es ist die Zukunft, die ich sehe. Auch das Licht, da…«

Durch ihren Kommentar wurden wir praktisch gezwungen, uns wieder auf den Bildschirm zu konzentrieren, wo das Licht näher kam und wir jetzt erkennen konnten, daß es vom Scheinwerfer eines fahrenden Motorrads abgegeben wurde.

»Der fährt ja auf die Frau zu!« sagte Suko bestürzt.

Nein, er fuhr nicht. Dicht vor Erreichen der Brücke bremste er scharf ab.

Zu scharf, denn die Maschine geriet auf dem verhältnismäßig glatten Boden ins Schleudern. Wir sahen sogar die Funken, die über den Asphalt strömten, als die Maschine samt des Fahrers in dem Straßengraben verschwand.

Eine Sekunde später lösten sich aus dem anderen Graben oder einer Uferböschung zwei Gestalten.

Es waren Männer. Einer von ihnen riß die Kamera hoch, ihn kannte ich nicht.

Dafür den zweiten.

Ich hörte Suko stöhnen, denn auch er hatte ihn identifiziert.

Es war unser Freund vom BKA – Kommissar Mallmann!

Genau jetzt verschwand das Bild!

***

Auch Will Mallmann verschlug der Anblick der Nackten die Sprache, und er leistete seinem Freund Stefan Klein insgeheim tiefe Abbitte. Mit dem Auftauchen dieser jungen Frau hätte er nie und nimmer gerechnet.

Mallmanns Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Obwohl ihm nur wenig Zeit blieb, reichte diese aus, um sich den Anblick des Mädchens genau einzuprägen.

Soweit Will erkennen konnte, besaß sie eine sehr gute Figur. Nicht zu schlank, auch nicht zu füllig. Geschwungene Schultern, ebenso die Hüften, die langen Beine und die ebenfalls sehr langen Haare, die der Wind hochwehte.

Sie hatte sich noch nicht gedreht, so daß Will den Rücken nicht

sehen konnte, auf dem die Tätowierungen zu sehen sein sollten. Die Vorderseite des bloßen Körpers schimmerte hell. Noch heller leuchtete das Haar, aber dunkler als beides kam dem Kommissar das Gesicht der Unbekannten vor. Es wirkte grau, als würden zahlreiche dünne Spinnweben wie ein dichtes Netz davorhängen. Deshalb verschwammen die Nase, der Mund und auch die Augen ein wenig, zudem wehten noch einige Haarsträhnen in ihre Stirn und reichten mit den Spitzen bis zu den Augenbrauen.

Neben Will stöhnte Stefan Klein auf. »Die muß ich haben!« keuchte er. »Das ist sie!«

Bevor der Kommissar ihn warnen konnte, war Klein schon in die Höhe gesprungen.

Jetzt hielt ihn nichts. Er umfaßte seine Kamera mit beiden Händen und knipste. Der Motor transportierte den Film blitzschnell weiter.

Klein konnte Aufnahme für Aufnahme schießen.

Auch Mallmann blieb nicht mehr an der Böschung sitzen. Er hatte es ebenso eilig, nur schaffte er es nicht mehr, Stefan Klein zu erreichen. Jetzt handelte die Unbekannte.

Sie griff an.

Klein hatte noch ein letztes Foto von ihr schießen wollen, als sie mit beiden Händen zuschlug. Sie bewegte sie blitzschnell, und der Hieb war so kräftig, daß Stefan Klein die Kamera nicht mehr halten konnte. Sie wurde ihm aus den Fingern geschleudert. Da sie jedoch an einem Riemen um seinen Hals hing, beschrieb sie einen Kreis, blieb auf dem Rücken hängen und fiel nicht zu Boden.

Dann packte sie zu.

Acht Finger und zwei Daumen wurden zu einer gnadenlosen Würgeklammer, die den Hals des Mannes umschloß. Stefan Klein gelang nicht mal ein Röcheln. Die Frau besaß Bärenkräfte. Sie drückte den Journalisten zurück, bis er mit dem Rücken vor das gegenüberliegende Geländer der Steinbrücke stieß.

Sie zischte dem Mann einige Worte ins Ohr, die Will nicht verstand. Sie zog ihn wieder vor, schmetterte ihn zurück, und ließ ihn dabei los.

Das alles hatte nur Sekunden gedauert. Eine Zeitspanne, die Will Mallmann benötigte, um die Nackte zu erreichen. Mit einem gewaltigen Satz sprang er gegen ihren Rücken.

Und jetzt betrachtete er die Tätowierungen genauer. Er sah ihr Leuchten, spürte die Gefahr und konnte den Aufprall nicht mehr verhindern. Will hatte das Gefühl, gegen einen Pfeiler gerammt zu sein, so hart war der Rücken des Mädchens. Sofort spürte er das verfluchte Brennen, das seinen gesamten Körper erfaßte, so daß er den Eindruck bekam, in hellen Flammen zu stehen.

Will taumelte zurück. Er beugte sich dabei vor und wußte nicht, wo er seine Hände zuerst hinpressen sollte, um dieses verdammte Brennen

abzukühlen.

Auch er stieß mit dem Rücken gegen das alte Steingeländer, und dort sank er auch zusammen.

Die Nackte drehte sich um. Ihre kleinen Brüste wippten dabei.

Auf ihrem Gesicht lag ein kaltes Lächeln, dann ging sie einfach davon in Richtung Dorf und verschwand plötzlich, als hätte sie ein graues Nebelfeld aufgenommen.

Auf der Brücke aber lagen zwei geschockte Männer, die nicht in der Lage waren, sich zu erheben.

Dafür kletterte der Motorradfahrer aus dem Graben. Mit seiner Maschine war nicht mehr viel anzufangen. Breitbeinig stellte er sich auf die Straße, schaute auf die Brücke, sah die beiden Männer dort liegen und kümmerte sich nicht um sie.

Er stand noch unter Schock, sein Gesicht war verzerrt, aus der Nase rann Blut, und er dachte nur an Flucht. Um die beiden Männer wollte er sich nicht kümmern. Mit unsicheren Bewegungen lief er in das Dorf. Sein Atem drang wie das Schnaufen einer alten Lok durch die Nacht.

Will Mallmann hatte seine Flucht am Rande miterlebt. Nur allmählich ebbten die Schmerzen ab. Er konnte sich wieder erheben.

Schwankend, schweratmend und den Rücken durchgebogen, blieb er stehen.

Die Brücke tanzte vor seinen Augen. Er kam sich vor, als würde er auf einem Floß stehend über den Fluß treiben. Will tastete seinen Körper ab und fand noch alles heil, auch wenn ihm einige Knochen schmerzten.

Dann dachte er an Stefan Klein.

Der Journalist hatte sich noch nicht erhoben. Dicht neben dem anderen Geländer lag er auf dem Rücken.

Mallmann ging auf Stefan Klein zu. Er wollte ihn ansprechen, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken, denn er hatte den dunklen Fleck gesehen, der sich um Kleins Kopf ausbreitete und noch größer wurde.

Blut!

***

Ich stand da, ohne mich zu rühren. Mein starrer Blick traf den Fernsehschirm, als wollte ich ihn hypnotisieren. Die gesehene Szene hatte mich so überrascht und geschockt, daß ich sogar das Atmen vergaß, einen roten Kopf bekam und mich erst der Luftmangel dazu zwang, tief durchzuatmen.

Eine nackte Frau auf einer Brücke, dazu zwei Männer, die auf sie zuliefen. Einer von ihnen war Kommissar Will Mallmann gewesen, mein Freund aus Deutschland.

Und das gesamte Bild hatte Julie Gladstone allein durch ihre

außergewöhnlichen Telekräfte auf die Mattscheibe projiziert. Das glich schon fast einem Wunder.

Ich schaute Julie an. Sie schaute mich aus großen, wieder normalen Augen an.

»Ich kann es dir nicht erklären, John«, sagte sie leise. »Es… es war plötzlich in mir.«

»Natürlich, Julie«, erwiderte ich kratzig und strich über ihr Haar.

»Komm, wir setzen uns.«

Das Mädchen schwankte beim Gehen leicht. Ich führte unseren Schützling zur Couch und drückte ihn darauf nieder. Auch Suko kam und nahm im Sessel Platz. Er ließ seine Handflächen auf das Leder der Lehnen klatschen und nickte vor sich hin.

»Du hast auch keine Erklärung?« fragte ich ihn.

»Nein, John, aber eines weiß ich genau. Ich habe dort auf oder an der Brücke Will Mallmann gesehen.«

»Ich auch.«

»Und die Nackte sowie einen Mann, der sie fotografieren wollte.«

»Richtig.«

»Und alles soll noch geschehen?«

Das war das Stichwort. Ich schnellte in die Höhe und schnappte mir Sukos Telefon. Will Mallmanns Nummer kannte ich auswendig und auch die Vorwahl von Deutschland.

Ich kam auch durch, nur nahm niemand den Hörer ab. Auch der Anrufbeantworter war nicht eingeschaltet.

»Nichts«, sagte ich und ging wieder zu Julie und Suko zurück. »Er ist nicht zu Hause.«

»Klar, Will befindet sich auf dem Weg zur Brücke.«

»Das glaube ich auch.«

Julie schaute einmal Suko an, dann mich und wechselte abermals den Blick. »Ihr… ihr sprecht so, als hättet ihr einen der Männer erkannt. Stimmt das?«

»Ja«, sagte ich.

»Wer war es denn?«

Die Antwort gab Suko. »Kommissar Will Mallmann, ein deutscher Kollege.«

»Nein«, erwiderte Julie. »Den kenne ich nicht. Tut mir leid. Ich habe den Namen zum erstenmal gehört.«

»Aber du kennst das Mädchen?«

Sie hob die Schultern. »Suko, ich weiß es nicht. Ich müßte sie eigentlich kennen, obwohl sie mir fremd ist. Zwischen uns gibt es eine Gemeinsamkeit. Sie hat es geschafft, mich zu finden.« Julie nickte. »Ja, so kommt es mir vor. Als hätte sie mich lange gesucht und endlich gefunden. Schon die ganzen Jahre über.«

»Dann hast du die Verbindung früher auch gespürt?« fragte ich.

»Kann sein.«
»In welch einem deiner Leben?«
»Eigentlich immer. Das heißt, in jedem.« Sie stöhnte auf und schlug die Hände vor ihr Gesicht. »Das ist alles so schwierig geworden, John. Ich dachte, es wäre vorbei.«
»Ja, das haben wir auch gedacht«, gab ich zu und wandte mich an Suko »Ich frage mich nur, was Will Mallmann mit der Sache zu tun hat? Wie kommt er da hinein?«
»Du mußt ihn fragen.«
»Mehr noch, Suko. Wir sollten vielleicht nach Deutschland fliegen und Julie mitnehmen. Irgendwo müssen wir die Verbindungslinie zwischen ihr und diesem unbekannten Mädchen finden.«
»Ich weiß genau«, flüsterte Julie, »daß es so etwas gibt. Und ich habe Angst vor ihr.«
»Das brauchst du nicht.«
»Doch, John. Irgendwas stimmt nicht. Die drei Hexen sind vernichtet, dafür ist etwas anderes gekommen. Es hat sich in meine Gedanken gedrängt. Ich kann praktisch an nichts mehr denken. Immer nur an diese unbekannte Frau, die mir so fremd ist und doch gleichzeitig so nahe. Ich spüre, daß wir viel gemeinsam haben.«
Für uns gab es keinen Grund, dem Mädchen nicht zu glauben.
Was Julie bisher gesagt hatte, war stets eingetroffen. Immer hatte sie die richtige Entscheidung gefällt. Ich glaubte fest daran, daß es auch in diesem Fall nicht anders sein würde.
»Einen Namen hat sie dir nie genannt?«
»Nein. Ich glaube aber zu wissen, wie sie heißt. Vorhin habe ich es erfahren. Es war plötzlich da, verstehst du? Wie aus der Tiefe hervorgeholt.« Wieder redete Julie sehr erwachsen, und sie dachte auch über den Namen der Fremden nach.
Suko stand auf und holte uns die Getränke vom Eßtisch. Als er sie abstellte, da wußte Julie Bescheid.
»Janine!« sagte sie schnell. »Ja, dieses Mädchen heißt Janine. So hat sie sich genannt.«
Ich schaute auf Suko, und er hob die Schultern. »Tut mir leid, John, den Namen Janine kenne ich zwar, doch nicht im Zusammenhang mit Julie. Ich bin da überfordert.«
Mir erging es ebenso. »Hatte diese Janine«, so fragte ich weiter, »denn eine Botschaft für dich?«
»Vielleicht. Ich kann mich nicht genau erinnern. Ich glaube aber, daß wir uns irgendwann einmal treffen sollen. Ja, das meine ich, herausgehört zu haben.«
»Wo treffen?«
»Keine Ahnung, John. Ich kann mich ja nicht bei ihr melden. Ich habe es schon versucht und mich dabei konzentriert, nur klappte es

nie. Sie muß sich melden.«
»Gab es da regelmäßige Zeitabstände?«
»Nein, sie tat es immer dann, wenn sie es auch für richtig hielt. Ich kann das nicht steuern.«
»Jedenfalls will sie etwas von dir«, bemerkte Suko. »Sie ist auf dich fixiert.«
»So sehe ich es auch. Nur kann ich den Grund leider nicht herausfinden, und das ärgert mich.«
»Wir werden es schon schaffen. Jedenfalls haben wir den Namen Janine, und wir wissen, daß ein guter Freund von uns in diesem Fall mitmischt. Wie ich den Kommissar kenne, wird er sich nach diesem Erlebnis mit uns in Verbindung setzen, darauf kannst du dich verlassen.«
»Und wenn nicht?«
Ich lachte Julie an. »Dann machen wir es, darauf kannst du dich verlassen.«
Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe sie ja schon öfter gespürt, John, aber nie ist es so schlimm gewesen wie jetzt. Oder so intensiv. Das erschreckt mich. Ich habe den Eindruck, als würde es jetzt dem Ende zugehen und sich alle Rätsel aufklären. Meinst du, daß ich damit falsch liege?«
»Glaube ich nicht.«
»Was kann Janine nur von mir wollen?«
»Vielleicht Hilfe.«
»Ich ihr helfen?«
»Natürlich, Julie. Vergiß nicht, welche Kräfte in dir schlummern. Du siehst zwar aus wie ein normales Mädchen in deinem Alter, bist es aber trotzdem nicht. Du stammst aus der Vergangenheit. Du hast mehrere Leben hinter dir. Das alles sind Dinge, die zählen, die man hinzuaddieren muß, wenn man dich als Ganzes betrachtet.«
»Das hast du schön gesagt, John.« Sie lehnte sich zurück und verschränkte die Hände im Nacken. »Wenn doch nur schon alles vorbei wäre und ich normal leben könnte…«
Das wünschten auch wir uns!

***

Will Mallmann war neben Stefan Klein auf die Knie gefallen und sprach seinen Begleiter an. »Verdammt, Stefan, mach doch keinen Unsinn, melde dich, gib Anwort.« Er streichelte über die kalten Wangen des bewegungslos daliegenden Journalisten.
Klein rührte sich nicht.
Will Mallmann traute sich kaum, nach seinem Puls zu tasten. Seine Finger zitterten, und plötzlich – er hatte die Haut noch nicht berührt – schrak er freudig zusammen, denn Stefan hatte die Augen geöffnet.

Er starrte Will an, allerdings mit einem Blick, als würde er ihn überhaupt nicht sehen. Die Augen waren verdreht und wirkten gleichzeitig verklärt.

»Stefan!« flüsterte der Kommissar.

»Will… ich«, brachte Klein mühsam hervor.

»Du darfst jetzt nichts sagen. Ich werde anrufen und einen Notarzt herholen…«

»Nein, Will… doch … ich …« Er hob einen Arm. Die Finger krallten sich in Mallmanns Jackenärmel fest. »Ich muß dir einfach etwas sagen. Es geht um diese Frau.«

»Natürlich.«

»Ich habe sie geknipst, verstehst du?«

»Sicher, deine Kamera ist in Ordnung.«

»Das meine ich aber nicht. Es ist noch etwas passiert. Als sie mich würgte«, Klein sprach jetzt flüssiger, obwohl es ihn ungeheure Anstrengung kostete. »Als sie mich würgte, da zischte sie mir auch einige Worte zu, die ich genau verstanden habe. Sie sind wichtig. Da sind Namen gefallen, die auch du kennst.«

»Welche?«

»Julie…«

»Tut mir leid, Stefan, den Namen kenne ich nicht. Ich kann ihn mit keiner Bekannten in Verbindung bringen.«

»Noch einer – John Sinclair…«

Mallmann hatte das Gefühl, von einem Stein am Hinterkopf erwischt worden zu sein. Er starrte in das leichenblasse Gesicht des Schwerverletzten und vergaß die ganze Umgebung. »Was hast du da gesagt? John Sinclair?«

»Ja, der aus London, von dem du mir hin und wieder erzählt hast. Wirklich, Will, ich habe mich nicht verhört. Sie hat den Namen John Sinclair gesagt.«

»Und auch Julie?«

»So ist es.«

Der Kommissar wußte nicht, was er jetzt noch unternehmen sollte. Er sah ein, daß der Fall andere Dimensionen angenommen hatte. Es mußte eine Verbindung zwischen dem nackten Mädchen mit dem tätowierten Rücken, dieser Julie und auch dem Geisterjäger John Sinclair geben. Genaueres würde ihm John sicherlich sagen können.

»Verdammt, Will!« keuchte Stefan Klein. »Mir geht es nicht gut. Es ist einfach schlimm, weißt du? Mein Kopf… ich habe das Gefühl, als würde er zerspringen.«

»Ich besorge dir einen Arzt.« Mallmann wollte aufstehen, doch Stefan hielt ihn fest.

»Die Kamera, nimm sie mit, Will. Ich habe Janine fotografiert. Du hast es als Beweis.«

»Okay.« Will holte ein Taschenmesser hervor und durchtrennte mit einem raschen Schnitt den Riemen, so brauchte er ihn nicht über den verletzten Kopf zu ziehen.

Dann rannte er weg.

Nach wenigen Schritten schon erschien eine Gestalt. Es war ein älterer Mann, der aus dem Ort kam und über seinen Bademantel einen Mantel gestreift hatte. Als er Will sah, blieb er stehen. »Was war denn los? Ich habe den Krach gehört? War es ein Unfall?«

»Ja, haben Sie Telefon?«

»Natürlich.«

»Und wo wohnen Sie?«

»Im zweiten Haus.«

»Dann schnell.«

Es war das zweite Haus auf der linken Seite, umgeben von einem Vorgarten, wo kleine Bäume standen, deren Kronen von Plastiktüten umwickelt worden waren, um sie vor der Kälte zu schützen.

Die Haustür war nicht geschlossen. Dicht hinter der Schwelle wartete eine Frau mit grauen, langen, ausgekämmten Haaren. Sie erschrak, als sie den Fremden sah.

»Keine Sorge«, sagte Will Mallmann schnell. »Ich bin Polizist. Wo steht das Telefon?«

»Kommen Sie mit!«

Der Apparat stand hinter der Garderobe. Die dort hängende Kleidung hatte ihn verdeckt.

Will bedankte sich und tippte den Notruf ein. Er meldete sich mit seinem Dienstgrad, mit Namen und gab die genaue Beschreibung bekannt.

»Es wird etwas dauern«, bekam er zur Antwort.

»Wieso?«

»Der Wagen ist unterwegs.«

»Dann holen Sie eben einen anderen.«

»Erst mal haben. Wir tun trotzdem, was wir können, Kommissar.«

»Hoffentlich.« Will legte den Hörer auf, atmete tief durch und wandte sich an das Ehepaar. »Auf der Brücke liegt ein Schwerverletzter. Haben Sie vielleicht ein paar Decken, die Sie mir geben können. Es ist verdammt kalt hier.«

»Klar.« Die Frau verschwand in einem Nebenzimmer. Ihr Mann kam mit einer Flasche Schnaps. »Er ist selbstgebrannt«, sagte er.

»Wollen Sie einen Schluck, Kommissar?«

»Danke…«

»Er tut aber gut.«

»Okay, aber nur einen.«

Will trank aus einem kleinen Becher. Das scharfe Zeug ätzte ihm fast das Zäpfchen in der Kehle weg, rann in den Magen und verbreitete

dort eine angenehme Wärme, nachdem das erste Brennen vorbei war.

Dann bekam Will die Decken. Er klemmte sie unter den Arm und bedankte sich. Dann lief er wieder zurück. Sein Atem ging keuchend. Als helle Wolke stand er vor seinem Mund.

Die Winternacht war nicht klar. Vom Fluß her stiegen dünne Dunstschleier hoch und krochen an den Hängen der Berge entlang, wo der Wein wuchs, für den Rheinland-Pfalz berühmt war.

Stefan Klein lag noch immer so, wie Will ihn verlassen hatte. Nur etwas hatte sich verändert.

Er atmete nicht mehr!

Stefan Klein war tot…

***

Unfall? Mord? Will Mallmann konnte es nicht sagen. Er kniete vor dem Toten. In der Kehle spürte er den dicken Kloß, der vom Magen her hochgestiegen war.

Stefan Klein war einen sinnlosen Tod gestorben. Er hatte sich zu sehr in die Spur verbissen gehabt und nicht damit gerechnet, wie gefährlich und auch tödlich das Übersinnliche manchmal sein konnte.

Dafür hatte er mit dem Leben bezahlen müssen.

»Tut mir leid, Stefan!« flüsterte der Kommissar, als er über seine Augen wischte. »Das wollte ich nicht. Es ist furchtbar, aber ich konnte nichts tun.«

Er stand wieder auf und warf noch einen letzten Blick auf seinen guten Bekannten. Die Decken brauchte Stefan nicht mehr. Tote frieren nicht. Mit gesenktem Kopf und wesentlich langsamer als beim erstenmal ging der Kommissar den Weg wieder zurück. Sein Blick war ins Leere gerichtet. Trotz der Kälte spürte er Schweiß auf seinen Handflächen, und als er das Haus betrat, da sahen ihm die beiden älteren Leute an, daß etwas Schreckliches passiert sein mußte.

»Lebt er nicht mehr?« fragte die Frau.

»So ist es.«

Sie faßte sich an den Hals. »Wer hat ihn denn…?«

»Ein Unfall war es. Er ist mit dem Kopf gegen das steinerne Brückengeländer geschlagen.«

»Meine Güte, diese Brücke!« Sie schüttelte den Kopf. »Sie ist verflucht.«

»Wieso?«

»Ach, sei doch ruhig, Hilde. Ammenmärchen.«

»Nein, nein, nein, Franz, das sind keine Ammenmärchen. Zu oft schon ist auf oder an der Brücke ein Mensch gestorben.«

»Die haben sich zu Tode gerast.«

»Ja, stimmt. Aber du kennst auch die alten Geschichten.«

Franz winkte ab und ging in den Nebenraum, wo er sich ein Glas mit

Schnaps füllte.
Will Mallmann telefonierte wieder mit der Polizei und forderte einen Leichenwagen an.
»Dann ist der Notarzt nicht mehr nötig?«
»Nein, zum Teufel!«
»Schon gut, Kommissar, schon gut. Es wird ja alles so erledigt, wie Sie es haben wollen.«
Will Mallmann legte auf und wandte sich an die Frau, die Hilde mit Vornamen hieß. »Was sagten Sie zu diesen ungewöhnlichen Unfällen?«
»Die Brücke ist ein Gefahrenpunkt, Herr Kommissar.«
»Das sieht man. Nur sprachen Sie davon, daß sie verflucht wäre.«
»Eine alte Legende.«
»Dafür interessiere ich mich.«
Sie winkte mit beiden Händen ab. »Die Geschichte liegt schon einige hundert Jahre zurück, als es noch darum ging, die Hexen zu verbrennen. Auch bei uns hat es diesen Hexenglauben gegeben. Da war ein Mädchen namens Janine. Die Kleine ist von Frankreich her übergekommen, erzählt man. Sie wollte hier arbeiten, doch die Weinbauern sahen in ihr eine Hexe.«
»Was hat man daraufhin mit ihr gemacht?«
»Die Hexenprobe. Sie wurde auf ein Brett gebunden und in den Fluß geworfen, der im Winter immer viel Wasser führt. Das geschah genau an der Brücke. Janine ist natürlich ertrunken, aber ihr Geist findet seither keine Ruhe, so heißt es. Hin und wieder erscheint er in finsteren Nächten auf der Brücke, um Autofahrer zu erschrecken.«
»Ist diese Janine in den Geschichten auch beschrieben worden?«
»So einigermaßen.«
Will schaute in das noch vom Schlaf gerötete Gesicht der Frau.
»Ist ihr Rücken vielleicht tätowiert?«
Hilde bekam große Augen. »Woher… woher wissen Sie das, Herr Kommissar?«
»Dann stimmt es also?«
»Ja, das erzählen sich Zeugen, die das Mädchen oder die Hexe gesehen haben.«
»Gut.«
Hilde faßte nach Mallmanns Arm. »Bitte, Kommissar, woher ist Ihnen das bekannt?«
»Ich habe davon gehört. Diese Geschichten sprechen sich auch bis Wiesbaden herum.«
»Ach, so ist das.«
»Sicher.« Will ging zur Haustür, blieb aber noch einmal stehen, bevor er das Haus verließ. »Sagen Sie bitte, gibt es in diesem Ort jemand, der Fotos entwickelt?«

»Mehrere.«
»Auch in der Nacht?«
Hilde verzog das Gesicht. »Das ist schwer.«
»Ich komme noch einmal auf Sie zurück. Vielen Dank einstweilen.«
»Keine Ursache, Kommissar.«
Auf dem Weg zur Brücke dachte Will Mallmann über das Erfahrene nach, das er als ungemein interessant einstufte.
Sagen – Legenden – alte Geschichten, für viele Menschen war dies einfach Quatsch. Geschichten, bei denen man sich die langen Winterabende verkürzt hatte, als es noch kein Fernsehen gab. Diese Geschichten besaßen einen alten Ursprung, möglicherweise auch einen Kern von Wahrheit. Sie waren im Laufe der langen Jahre weitererzählt worden, und fast jeder hatte irgend etwas hinzugefügt.
Was blieb, war der Kern.
Wenn jemand, wie der Kommissar, sich auf bestimmte Gebiete des Übersinnlichen spezialisiert hatte, dann mußte er den alten Geschichten sehr genau zuhören. Die Vergangenheit hatte Mallmann gelehrt, daß oftmals mehr hinter Legenden steckte als nur ein Körnchen Wahrheit. Oft waren sie die Basis zu einem gefährlichen Fall, der sich dann zu einer Lawine entwickelt hatte.
An eine solche Lawine glaubte Mallmann auch jetzt. Nicht umsonst hatten die letzten Worte seines leider jetzt toten Freundes so warnend geklungen, und es war vor allen Dingen der Name John Sinclair gefallen. Nur fragte sich Will, was sein Freund, der Geisterjäger aus London, mit dieser angeblichen Hexe namens Janine zu tun hatte?
Mallmann nahm sich vor, John Sinclair noch in dieser Nacht anzurufen. Das war ein Grund, ihn aus dem Bett zu klingeln.
Wenig später sah Mallmann das Rotlicht über die Hänge der Weinberge geistern. Polizei und Leichenwagen hielten wenig später vor der Brücke, und Mallmann gab einem noch jungen Kollegen, der ziemlich übermüdet aussah, die ersten Erklärungen ab.
»Der Mann ist gestürzt?« fragte der Kollege.
»Leider.«
»Wie denn?«
»Ausgerutscht.«
»Wir haben kein Glatteis.«
»Die Brücke ist trotzdem feucht.«
»Na ja, wenn Sie das sagen, Kommissar.«
»Glauben Sie mir, es war ein Unfall.«
»Dann können wir den Toten jetzt zur Untersuchung mitnehmen?«
»Darum möchte ich Sie bitten, Herr Kollege.«
Der Jüngere nickte. Er vergrub die Hände in den Taschen seines gefütterten Trenchs. »Ein Mistwetter«, schimpfte er, »alle liegen im Bett. Nur uns jagt man raus. Das ist für mich schon die fünfte

Nachtschicht. Sieht man mir an, wie?«

»Ja, Sie wirken etwas ramponiert.«

»Sagt meine Frau auch. Vor drei Jahren haben wir geheiratet. Die sieht mich weniger als vor der Ehe.« Er winkte ab. »Na ja, das ist mein Problem. Rufen Sie noch mal an, Kommissar?«

»Sicher. Hier ist meine Karte.« Mallmann reichte dem anderen das Stück Papier rüber.

»BKA, wie?«

»Genau.«

»Lohnt es, sich dorthin versetzen zu lassen?«

Mallmann grinste. »Kaum, mein Lieber. Denn auch wir fahren die Nachtschicht.«

»Leider. Bis dann…«

Kommissar Mallmann war froh, allein gelassen zu werden. Er dachte an die Kamera seines toten Freundes, die er in die breite Parkatasche gesteckt hatte. Den Film wollte er unbedingt noch in dieser Nacht entwickeln lassen.

Will Mallmann zog die Krempe seines weichen Stoffhuts noch tiefer in die Stirn und überquerte die Brücke abermals. Er stemmte sich gegen den kalt gewordenen Wind, der den Geruch von Schnee oder Schneeregen mitbrachte. Ähnliches hatten auch die Wetterfritzen vorhergesagt.

Das ältere Ehepaar hatte auf den Kommissar gewartet. Auf dem Klingelschild las Will den Namen.

Sie hießen Berghans.

Er schellte. Herr Berghans öffnete sofort. Er hatte sich inzwischen gekämmt. »Ah, da sind Sie ja wieder, Kommissar. Wir haben Lichter gesehen. Das war die Polizei?«

»Ja.«

»Was ist geschehen?«

»Sie können die Brücke wieder befahren.«

»Ich?« Berghans lachte. »Nee, Kommissar, das schminken Sie sich mal ab. Ich habe keinen Führerschein, meine Frau auch nicht.«

»Sie können mir trotzdem sagen, wo ich hier eine Drogerie finde, deren Besitzer mir noch in dieser Nacht einen Film entwickelt.«

Berghans kratzte sich am Kopf. »Das ist wohl kaum möglich.« Er überlegte trotzdem und meinte: »Ja, doch, ich wüßte jemand. Der alte Schneider wird es machen.«

»Wo finde ich den?«

»Nicht weit vom Marktplatz entfernt. In der Taubengasse. Ich gehe am besten mit. Emil und ich haben schon im Sandkasten gespielt und sind auch jetzt oft im Wirtshaus beisammen. Ich sage nur meiner Frau Bescheid.«

Er verschwand, zog sich an, wie Will hörte, und bekam noch

Vorhaltungen gemacht. »Bleib nur nicht bei Emil hängen. Komm mir ja nicht erst in den Morgenstunden nach Hause.«

»Keine Sorge, Hilde, das ist dienstlich.«

»Du bist kein Busfahrer mehr, denk daran.«

»Ja, leider.« Grinsend kam Franz Berghans zurück. »Manchmal ist es mit den Weibern nicht zum Aushalten. Was sagt denn Ihre Frau, wenn Sie lange unterwegs sind?«

»Ich bin nicht verheiratet.«

»Sie Glücklicher.«

»Das kommt darauf an.«

Wenig später gingen die Männer über die Dorfstraße. Will hatte seinen alten Manta auf dem Parkplatz eines Lokals vor dem Ort geparkt. Er hatte nicht erst zurücklaufen und den Wagen holen wollen. Zu Fuß schafften sie die Strecke auch schnell.

Die kleine Stadt war ausgestorben. Nur der Fluß rauschte durch die Ortsmitte. Am anderen Ufer entdeckte Will die dunklen Fassaden der Häuser, die aussahen, als würden sie aus dem Wasser hervorsteigen, so nahe waren sie daran gebaut worden.

Die Taubengasse gehörte zu den engen, mit Kopfsteinpflaster bedeckten Straßen, die zum Fluß hinunterführten und dort in die am Ufer entlanglaufende Querstraße mündeten. Bis zum Fluß brauchten sie aber nicht zu gehen. Das Haus des Drogisten lag auf der linken Seite. Emil Fischer wohnte über seinem Laden, wie Mallmann erfahren hatte. Im schmalen Schaufenster war kaum etwas zu sehen, nur die vergilbten Plakate fielen auf. Neben der Ladentür befand sich eine zweite. Sie lag etwas versteckt am Ende einer Nische.

Es brannten nur wenige Lichter hinter den Fenstern der Häuser.

In diesem Ort ging man früh schlafen.

Berghans hatte geklingelt. Dreimal kurz hintereinander. »Das ist unser altes Signal«, erklärte er Will Mallmann schmunzelnd. »Jetzt weiß der gute Emil Bescheid.«

»Und seine Frau?«

»Er ist seit drei Jahren Witwer.«

Das war Will Mallmann auch. Seine Frau hatte der Schwarze Tod auf der Hochzeit noch getötet. Mallmann hatte lange gebraucht, um über diesen Schock hinwegzukommen. Auch jetzt sprach er selten darüber und dann nur im Freundeskreis.

Es wurde nach dem Klingeln sehr schnell geöffnet. Emil Fischer konnte noch nicht im. Bett gelegen haben.

Will und sein Begleiter betraten einen düsteren Flur, der erst heller wurde, als eine Lampe aufstrahlte. Den muffigen Geruch nach allerlei Arzneimitteln und Chemikalien konnte das Licht auch nicht vertreiben. Vor einer braunroten Holztreppe blieb Berghans stehen und rief zur ersten Etage hoch: »Komm mal runter, Emil! Kundschaft.«

»Was?« antwortete eine schrille Stimme. »Bist du besoffen? Doch nicht mitten in der Nacht.«
»Aber ja.«
»Wer ist es denn?«
»Ein Kommissar.«
»Auch das noch.«
»Kommst du nun?«
»Eine Minute.«
Berghans nickte. »Sehen Sie, Kommissar. Mein alter Kumpel läßt uns nicht im Stich.«
»Das finde ich toll.«
Nur wurde aus der einen Minute fünf, bis die beiden Männer Schritte auf der Treppe hörten. Es erschien Emil Schneider, ein kleines, mickriges Männchen, das sich mit einer Hand am Geländer festhielt und sich über die späte Störung beschwerte. Schneider war in eine ausbeulte Hose gestiegen und hatte einen Pullover mit Reißverschluß vorn übergestreift. Auf seiner Nase klemmte ein Zwicker.
»Ist das wirklich ein Kommissar?« fragte er wieder mit seiner Keifstimme.
»Das bin ich.« Will zeigte seinen Ausweis. »Ich heiße übrigens Mallmann.«
»Das kann ich noch lesen.« Schneider drückte seinen Geierkopf vor. »Und was wollen Sie?«
»Einen Film entwickeln lassen.«
»Heute nacht noch?«
»Sonst wäre ich nicht hier.«
»Aber ich habe…«
»Komm, Emil, stell dich nicht so an. Das ist doch für dich eine Kleinigkeit. Letztendlich bist du hier im Ort spitze. Da kommen die Typen vom Supermarkt nicht mit. Und der Polizei sollte man auch helfen.«
»Hör mit den Lügengeschichten auf, Franz. Tagsüber hättet ihr den Supermarkt besucht.«
»Ich doch nicht.«
»Wo ist der Film?« Emil Schneider wechselte das Thema.
»Hier – bitte.« Will reichte ihm die Kamera.
»Ja, danke.«
»Wie lange wird es dauern?«
»Kann ich nicht sagen. Ihr könnt euch in den Laden setzen und warten. Aber macht kein Licht.«
Schneider verschwand in der Dunkelkammer, und Will war froh, einen guten Führer bei sich zu haben, denn in der Dunkelheit wäre er bestimmt gegen die Ständer und Regale gelaufen, die im Laden verteilt standen. Auf Kartons nahmen sie Platz.

»Ist doch gemütlich«, sagte Franz Berghans und holte eine Flasche vom Selbstgebrannten aus der Innentasche des Mantels. »Den habe ich soeben noch mitnehmen können.« Er zog den Korken aus der Öffnung. »Wollen Sie auch noch einen Schluck, Kommissar?«

»Nein, danke.«

»Im Dienst, wie?«

»So ist es.«

»War ich früher auch mal. Ich habe einen Bus gefahren. Über zwanzig Jahre, dann ging es nicht mehr. Die Augen, wissen Sie? Ich bin vorher ausgeschieden.«

»Fuhren Sie stets die gleiche Strecke?«

»Mit einigen Unterbrechungen ja. Ich kannte hinterher jeden Stein und jeden Baum.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Die beiden Männer unterhielten sich über nichtssagende Themen.

In den Sprechpausen gluckerte es hin und wieder, wenn Berghans die Flasche ansetzte und kräftig zulangte.

Aus der Dunkelkammer hörten sie Geräusche. Emil Schneider fluchte einige Male. Worüber er sich so ärgerte, bekamen die Wartenden nicht heraus.

»Er ist nicht der Schnellste«, erklärte Franz Berghans, »aber dafür sehr gut.«

»Das will ich auch hoffen.«

»Sind die Aufnahmen wichtig?«

»Sehr.«

»Was ist denn darauf zu sehen?«

»Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Wir müssen abwarten.«

»Hm.« Berghans nahm wieder einen Schluck aus der Flasche, die er fast zur Hälfte geleert hatte. Der Mann konnte wirklich einen Stiefel vertragen. »Wenn meine Alte die Fahne riecht«, sagte er und lachte dazwischen, »schiebe ich alles auf Emil. Das nimmt die mir sogar ab. Als Emils Frau noch lebte, haben sich die beiden Weiber zusammengetan und sind über uns hergefallen, wenn mir mal aus dem Wirtshaus etwas später nach Hause kamen. Da war dann die Hölle los. Die haben…«

»Kommen Sie mal!«

Will Mallmann war froh, die Stimme des Drogisten zu hören. Er stand auf und ging zur Tür, die ihm Emil Schneider öffnete. »Ich habe mich beeilt wie selten«, sagte er. »Das müssen Sie einfach würdigen, Kommissar.«

»Keine Sorge, ich will nichts umsonst haben. Und eine Nachtschichtzulage gibt es auch noch.«

»Ich gehe mal vor, Kommissar.« Über die Schulter rief Emil Schneider in seinen Laden zurück. »Und sauf nicht soviel, Franz. Laß mir auch

noch einen Schluck.«
»Das geht schon klar.«
Die Dunkelkammer war eng. Da konnte wirklich nur einer arbeiten. Um einen Angestellten oder Lehrling zu bezahlen, warf der Laden sicherlich auch nicht genug ab.
Emil Schneider hatte die Tür geschlossen und schob einen schwarzen Vorhang zur Seite.
Will Mallmann konnte nur staunen. Er wußte, daß die meisten Filme heute automatisch entwickelt wurden, aber Emil Schneider arbeitete noch so wie vor zwanzig Jahren. Er hatte die entwickelten Aufnahmen nebeneinander auf eine Leine gehängt und die Bilder mit Klammern befestigt.
»Mich interessieren eigentlich nur die letzten Fotos.«
Der alte Schneider grinste. »Die mit der Nackten an unserer Brücke, was?«
»Genau.«
Schneider schaute nachdenklich. »Sagen Sie mal, Herr Kommissar, die Frau kommt mir komisch vor. Wann sind die Aufnahmen eigentlich gemacht worden?«
»Vor einiger Zeit.«
»Ach so. Da könnte fast eine alte Legende zur Wahrheit geworden sein.« Er nahm die Aufnahmen von der Leine und legte sie auf ein Tuch, weil sie noch etwas feucht waren.
Sechsmal hatte Stefan Klein auf den Auslöser gedrückt. Zwei Fotos waren nichts geworden, die anderen vier jedoch sehr gut, wie Will Mallmann auf den ersten Blick erkannte.
»Können Sie eine Lampe einschalten, Herr Schneider?«
»Sicher.«
Die Lampe stand so günstig, daß ihr breit gefächerter Schein auf die Fotos fiel.
Da war die Brücke zu sehen, die Frau darauf, nur ihr Rücken nicht, aber die Frontansicht reichte. Im Hintergrund hätte eigentlich der Kirchturm erscheinen müssen, doch der war nicht zu sehen.
Auch nicht die Umrisse der anderen Häuser.
Will spürte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg, denn er hatte etwas entdeckt, das es eigentlich nicht geben konnte. Der Hintergrund war ein anderer. Wenn ihn nicht alles täuschte, kannte er ihn sogar.
»Hätten Sie mal eine Lupe, Herr Schneider?«
»Auch das.«
Will nahm die Lupe und schaute sich die Aufnahmen jetzt genau an. Hinter seiner Schläfe tuckerte es, ein Zeichen der Aufregung, die ihn umklammert hielt.
Er hatte sich beim ersten Hinsehen nicht getäuscht. Der Hintergrund war für das Foto völlig fremd, nur für ihn nicht, denn er zeigte einen

Ausschnitt von Sukos Wohnung.
Und nicht nur das.
Will Mallmann erkannte die Gestalt eines etwa zehnjährigen Mädchens und schräg hinter ihm einen Mann, den er zu seinen besten Freunden zählte.
John Sinclair!

***

Der Kommissar blieb in seiner gebückten Haltung stehen. Sekundenlang wirkte er wie eingefroren, dann stöhnte er förmlich auf, als er seinen Kommentar abgab.
»Das ist doch nicht möglich…«
»Was ist nicht möglich?«
»Schon gut, Herr Schneider, schon gut.« Will richtete sich auf, atmete tief durch und wischte den Schweiß mit einem Tuch von der Stirn. »So etwas«, flüsterte er.
»Ist was mit den Bildern, Kommissar? Sind Sie nicht zufrieden damit? Sagen Sie es?«
»Im Gegenteil, Herr Schneider.« Will schaute ihn an und krauste dabei die Stirn. »Sie haben hier eine hervorragende Arbeit geleistet. Mir geht es um das Motiv.«
»Verstehe«, erwiderte der Drogist, wobei er sicherlich überhaupt nichts verstand.
»Was bin ich Ihnen schuldig?« fragte Will.
»Na ja…«
»Reichen fünfzig Mark?«
»So viel nicht. Ich…«
»Denken Sie an die Nachtschichtzulage, Herr Schneider. Ich darf ja alle Aufnahmen mitnehmen.«
»Sie gehören Ihnen.«
Will holte aus seiner Brieftasche einen Braunen und sah das Lächeln auf Schneiders dünnen Lippen.
»Wissen Sie, Kommissar, wenn das so ist, können Sie mich in jeder Nacht wecken.«
»Das glaube ich gern.« Mallmann sammelte die Fotos ein und verließ die Dunkelkammer.
Franz Berghans hockte noch immer auf den Kartons. Diesmal allerdings leicht schwankend.
»Na, ihr beiden Geheimnistuer, seid ihr endlich fertig?«
»Ja«, erwiderte der Drogist. »Und du bist es bald auch, wie?«
»Ist noch ein Schluck drin«, erklärte Berghans mit leicht stotternder Stimme.
»Dann gib her.«
Will Mallmann hatte hier nichts mehr verloren. Er bedankte sich

noch einmal und verabschiedete sich. Jetzt hatte er es sehr eilig. Auf dem Weg zum Haus des Drogisten hatte er auf dem Marktplatz eine Telefonzelle entdeckt. Von dort aus konnte er London anrufen…

***

Unruhige Stunden folgten, die wir mit Abwarten verbrachten. Suko und ich gingen davon aus, daß Will Mallmann anrufen würde, wir hatten es einfach im Gespür.

Eine Nacht kann lang werden, wenn man auf ein bestimmtes Ereignis wartet. Ich wollte es genauer wissen, rief den Kommissar in Wiesbaden an, hatte aber kein Glück. Es hob niemand ab.

Wichtig war auch Julie Gladstone. Wir hatten mit ihr gesprochen, sie immer wieder gefragt, ob sie sich an gewisse Szenen aus einem ihrer Leben erinnern konnte, in dem ein älteres, blondes Mädchen eine Rolle spielte, doch Julie konnte nur die Schultern heben. Eine konkrete Antwort bekamen wir nicht.

Es wurde Mitternacht. Julie gähnte schon mehr als einmal. Sie hatte müde Augen bekommen, die Haut war blaß geworden.

»Du wirst dich hinlegen«, sagte ich zu ihr.

»Wo?«

»Hier bei Suko auf die Couch.«

»Bleibt ihr…?«

»Aber selbstverständlich bleiben wir hier. Keine Sorge, im Stich lassen wir dich nicht.«

Auch Suko schaute sie an und fragte: »Spürst du noch die fremden Gedanken?«

»Nein.« Sie legte eine Hand auf ihre Stirn. »Irgendwie ist mein Kopf leer. Es ist, als hätte jemand meine Gedanken aus ihm herausgesaugt. Ich komme mir vor wie eine andere. Ich kann auch keine Verbindung bekommen, das ist alles so komisch.«

»Genau der richtige Moment, um sich hinzulegen und einige Stunden zu schlafen.«

»Bleibt ihr denn noch auf, John?«

»Natürlich.«

»Dann glaubst du an den Anruf?«

»Noch immer.«

Julie legte sich zurück. Sie war wirklich müde. Kaum lag ihr Hinterkopf auf dem Kissen, als ihr schon die Augen zufielen. Sie merkte kaum, daß ich ihr einen Gute-Nacht-Kuß auf die Wange hauchte.

Die Gesichtszüge des Mädchens entspannten sich, sie wurden weich. Jetzt sah sie aus wie ein völlig normales Kind. Nichts mehr wies darauf hin, welch ungewöhnliche Kräfte in ihr steckten.

Suko und ich setzten uns gegenüber. Mein Freund wiegte den Kopf.

»Ich weiß nicht so recht, John, aber ich kann deinen Optimismus nicht teilen. Irgendwie geht mir das quer.«

»Mir nicht.«

»Dann glaubst du noch immer an den Anruf.«

»Ja, weil ich Will kenne. Sollte er nicht anrufen, könnte er es nicht überstanden haben.«

»Lebend?«

»Nein, so weit will ich nicht gehen. Ich…«

Da klingelte das Telefon. Da es Sukos Wohnung war, hob er ab und hatte kaum seinen Namen genannt, als er nur einen Namen rief.

»Will!«

Ich saß kerzengerade in meinem Sessel und hörte zu.

»Ja, natürlich, John ist auch bei mir. Du wirst es kaum glauben, aber wir sahen dich auf dem Bildschirm meines Fernsehgerätes und nicht allein, zusammen mit einem nackten Mädchen, dessen Rücken tätowiert gewesen ist.« Er hörte noch zu und nickte, obwohl Will Mallmann das nicht sehen konnte.

»Okay, dann berichte, Will.«

Das tat der deutsche Kommissar. Er sprach dabei so laut, daß ich seine Stimme zwar hören, aber die Worte nicht verstehen konnte.

Neben dem Apparat lag ein Zettelblock und natürlich ein Kugelschreiber. Suko machte sich eifrig Notizen.

Dann sagte er: »Okay, Will, wir haben mit deinem Anruf gerechnet und uns schon innerlich darauf eingestellt. Wir werden so schnell wie möglich bei dir sein.«

Ich bekam große Augen, als ich die Worte meines Freundes hörte.

Suko war ja schnell bei der Sache, und er fügte noch etwas hinzu:

»Wir bringen die Kleine mit.« Er hörte noch zu und sagte dann:

»Ich weiß nicht genau, wann du uns in Frankfurt abholen kannst, aber wir werden sehen, daß wir so früh wie möglich bei dir sind. Mach's gut, alter Junge.«

»Und?« fragte ich.

»Das ist ein Ding«, sagte Suko, als er den Zettel abriß und sich umdrehte. »Will Mallmann steht mitten im Gedränge. Einen Toten hat diese Person bereits auf dem Gewissen.«

»Wen?«

»Diesen Reporter, den wir noch gesehen haben. Stefan Klein hat er geheißen. Er konnte es nicht mehr abwarten, schoß Aufnahmen und kämpfte dann mit dieser Person. Dabei fiel er so unglücklich gegen das Brückengeländer, daß er sich den Hinterkopf einschlug. Er hat die Fotos schießen können. Will hat sie noch in der Nacht entwickeln lassen. Und jetzt halt dich fest, John. Auf den Fotos waren eigentlich zwei Bilder. Einmal die Brücke und deren Umgebung und zum anderen ein Teil meiner Wohnung, verstehst du?«

»Ja… nein.«
Suko hob die Schultern und deutete auf Julie Gladstone. »Sie muß mit ihren Kräften dafür gesorgt haben. Eine andere Erklärung habe ich nicht. Eventuell haben sich dort Ströme gekreuzt. Gedanklich, meine ich, Paraströme.«
Julie schlief tief und fest. Sie hatte von der Unterhaltung nichts mitbekommen.
»Wann fliegen wir?« fragte ich.
»Am besten mit der ersten Maschine in Richtung Frankfurt. Von dort geht es dann in die Weinberge.«
»Nun denn«, sagte ich und fügte noch ein Grinsen dazu. »Der deutsche Wein hat mir schon immer geschmeckt.«
»Hoffentlich kommst du auch dazu, ihn zu trinken. Diese Janine scheint mir verdammt gefährlich zu sein.«
Ich bekam große Augen. »Wie heißt sie? Janine?«
»Ja, und sie war eine Hexe, angeblich. Aber das wird uns der gute Will noch alles genauer erzählen können…«

***

Vergangenheit

Wo waren die Menschen, die ihr halfen, die versprochen hatten, an ihrer Seite zu stehen, die sich in sie verliebt hatten und denen sie geglaubt hatte?
Weg waren sie, verschwunden, sie hatten sich davongestohlen und sie allein gelassen.
Immer dann, wenn sie ihnen erklärte, daß sie zwei Kinder hatte und sie zu ihnen führen wollte, dann waren sie nicht mehr da. Aber Lisa Kunter würde es ihnen zeigen. Gut, diese Männer hatten ihren Körper bekommen, aber auch ein Stück der Hölle, denn sie wußten nicht, von wem die beiden Kinder stammten.
Lisa dagegen wußte es.
Von einem Dämon!
Manche sagten Teufel zu ihm, das war Lisa Kunter egal. Sie wußte genau, wo es langging, und sie hatte diejenigen, die sie im Stich ließen, verflucht.
Sterben würden sie, verrecken, der eine schnell, der andere langsam. Es kam darauf an, welchen Fluch sie über den jeweiligen Mann ausgesprochen hatte.
Einer jedoch hatte sie erwischt. Und er, ein Bürgermeister, besaß die Macht, sie zu töten. Deshalb mußte sie fliehen. Weg aus dieser Gegend, vielleicht in ein anderes Land gehen, wo man sie nicht kannte. Sie dachte dabei an England.
Lisa Kunter wohnte dort, wo die Märchen- und Geschichtenerzähler die Hexen auch ansiedelten. Versteckt in einem Wald stand ihre Hütte,

gebaut aus Holz, Reisig und Blattwerk. Dort lebte sie zusammen mit ihren beiden Kindern.

Janine und Julie…

Die eine achtzehn, die andere acht. Das Kind wollte sie mitnehmen. Janine dagegen war alt genug, um sich selbst durchschlagen zu können. Das hatte Lisa auch tun müssen.

Es war kalt in dieser Herbstnacht. Die Bäume hatten schon einen großen Teil ihrer Blätter verloren. Sie lagen als weiche, farbige Decke auf dem Boden und raschelten oder wurden in die Höhe geschleudert, wenn Lisa hineinstampfte.

Zur Hütte führte kein direkter Weg. Wenn sie das Ziel erreichen wollte, kämpfte sie sich durch das Unterholz. Man wußte, wo sie lebte. In der Hütte, nahe eines kleinen Bachs, dort hatte sie auch ihre Besucher empfangen. Der Bürgermeister würde sie schon finden.

Er würde in der Nacht kommen, dessen war sie sich sicher. Aber dann wollte sie verschwunden sein.

Der Weg kam ihr doppelt so lang vor wie sonst. Sie atmete heftig.

Manchmal schwankte sie auch oder blieb stehen, um sich an besonders starken Ästen festzuhalten.

Sie zitterte, schwitzte und fror in einem. Hin und wieder klapperten die Zähne aufeinander.

Ruhe, einige Minuten Ruhe mußte sie sich gönnen, sonst kippte sie noch vor Erschöpfung um.

Die Angst trieb sie weiter. Und als sie endlich die Hütte erreichte, sah sie Janine, das Mädchen mit den langen Blondhaaren. Sie kam vom Bach her und trug zwei volle Wassereimer.

»Wirf sie weg oder kipp sie aus, Janine, wir können hier nicht mehr bleiben!«

»Wieso?«

»Sie werden bald kommen und mich holen wollen!«

Das blonde Mädchen schaute seine schöne Mutter an. »Dich werden sie holen?«

»Ja!«

»Warum denn?«

Lisa Kunter gab auf ihre Weise eine Antwort. Sie packte ihre Tochter unter den Achseln hoch und schob sie durch die offene Hüttentür in das Innere. »Pack zusammen, pack nur zusammen. Ich erzähle es dir. Dann müssen wir uns trennen.«

Aus dem Durchgang zur zweiten Kammer, direkt neben der Feuerstelle, kam Julie. Das Mädchen hatte geschlafen und rieb sich die Augen. Sie besaß blondes Haar und war hübsch, auch wenn sie ein Kleid trug, das mehr als einmal geflickt und aus verschiedenen Stoffen zusammengenäht war. »Was ist denn los? Was macht ihr für einen Krach?«

»Ich packe einige Habseligkeiten zusammen.« Lisa Kunter strich ihr Haar zurück. Es war eine wilde Mähne, die sie kaum bändigen konnte. »Wir werden fliehen.«

»Wer?«

»Wir beide, Julie.«

»Auch Janine?«

Lisa Kunter preßte die vollen Lippen zusammen, starrte zu Boden und schüttelte den Kopf. »Nein, Janine nicht. Sie wird hierbleiben müssen, fürchte ich. Es tut mir sehr leid für sie, aber ich kann es nicht ändern. Es ist nun mal so.«

»Ich soll bleiben?«

Janine hatte den schlichten Raum betreten und blieb an der primitiven Tür stehen.

Ihre Mutter drehte sich um. »Ja, Kind, den Grund erkläre ich dir, während ich packe.«

Janine verstand nicht, schaute ihre Schwester an, die auch nur den Kopf schütteln konnte.

Lisa Kunter war zu einer Truhe gegangen. Sie klappte den Deckel hoch und zog einen hellen Leinensack hervor. In ihn stopfte sie Kleidung, Schuhe und etwas Wäsche. Die beiden Umhänge für den Winter hingen an der Wand.

»Nimm die Mäntel«, sagte Lisa. »Los, mach schon! Wir haben nicht viel Zeit!« Sie klatschte in die Hände, um die Tochter zur Eile anzutreiben.

Julie tat alles automatisch, während ihre ältere Schwester nur dastand und zuschaute.

Hin und wieder fing Janine einen Blick ihrer Mutter auf. Er war nie kühl, eher entschuldigend. »Mit dir werde ich gleich noch reden, Kind.«

»Ja, ist gut.«

Die Truhe war leer. Lisa Kunter schaute sich in der Hütte um. Sie überlegte dabei, ob sie noch etwas mitnehmen sollte, das brauchte sie nicht. Was sie benötigten, befand sich im Sack.

Sie ging auf Janine zu, die Bescheid wußte. »Ist das der Abschied?« fragte sie.

»Ja.«

Janine schluckte. »Und wir werden uns nie mehr sehen?«

»Nicht in dieser Welt.«

»Ich ahnte so etwas, ja, ich ahnte es. Wir sind etwas Besonderes, glaube ich.«

Lisa Kunter nickte. »Das seid ihr tatsächlich. Ihr seid etwas Besonderes, denn ihr besitzt einen Vater, der kein normaler Mensch ist. Aber das will ich nicht näher erklären. Julie und ich müssen fliehen, weil man mich töten will. Man ist mir auf die Spur

gekommen, man hat mein Geheimnis entdeckt. Wir beide werden das Land verlassen und nach England gehen. Du, Janine, mußt bleiben, denn du bist alt genug. Auch ich mußte mich in deinem Alter durchschlagen, aber ich werde dir einen Tip oder einen Hinweis geben. Ich werde dafür sorgen, daß du erstarkst, auch im Tod.«

Janine sah den ernsten Ausdruck in den Augen ihrer Mutter und nickte. »Ja, ich glaube dir.«

»Auch ich habe mich in deinem Alter durchschlagen müssen. Julie und du, ihr seid nicht wie alle anderen. Ich will nicht näher darauf eingehen und dir nur sagen, was du tun sollst. Gehe zu einem Mann namens Kaspar Algorian.«

»Wie?«

»Kaspar Algorian. Sage ihm, du kämst von mir, dann wird er wissen, was er zu tun hat. Vergiß den Namen nie. Wiederhole ihn jetzt, präge ihn dir ein.«

»Kaspar Algorian!«

»Ja, das ist korrekt. Ihm wirst du deinen Besuch abstatten, und er wird sich um dich kümmern. Wundere dich nicht über ihn, denn er ist ein besonderer Mann mit einem besonderen Beruf. Er wird dich unter seine Fittiche nehmen.«

»Wo finde ich ihn?«

»Du mußt in die Stadt gehen. Frage die Torwache. Man wird dir sagen, wo Kaspar wohnt.«

»Soll ich ihm wirklich erklären, von wem ich komme?«

»Natürlich. Du muß ihm auch sagen, wer du bist. Er wird dich in Freuden aufnehmen. Und erschrick nicht, wenn du ihn siehst. Es ist alles halb so schlimm.«

»Ich habe verstanden. Wann soll ich gehen?«

»Mit uns. Die Häscher dürfen dich nicht finden. Sie werden in der Nacht kommen und die Hütte hier anzünden. Bis dahin müssen wir über alle Berge sein.«

»Dann nehmen wir jetzt Abschied, Mutter?«

Lisa Kunter nickte ihrer Tochter zu. »So ist es, Janine. Wir nehmen jetzt Abschied voneinander. Vielleicht treibt uns der Fluß des Schicksals noch einmal zusammen. Ich weiß es nicht.« Lisa Kunter streckte die Arme aus. »So laß dich umarmen, meine Tochter. Ein letztes Mal laß dich umarmen.«

Janine ging auf ihre Mutter zu. Sie spürte den Kloß in der Kehle und die Tränen in den Augen. Abschied ist immer furchtbar, das merkte sie in diesen Momenten.

Mutter und Tochter umarmten sich. Julie stand daneben und schaute ihnen zu. Sie wußte noch nicht, wie sie die Lage einschätzen sollte. Es kam ihr vor, als würde alles an ihr vorbeilaufen.

Mutter und Tochter zitterten. Auch Lisa hatte Mühe, ihre Tränen

zurückzuhalten, sie aber riß sich zusammen, drückte Janine weg und wandte sich an Julie.

»Dir will ich auch etwas sagen, Tochter. Du wirst immer wieder Julie heißen, in all deinen Leben. Verstehst du?«

»Nein!«

»Das ist auch nicht wichtig. Merke dir gut, daß du immer wieder Julie heißen wirst und daß mit dem Tod nicht alles beendet ist. Jetzt gebt euch beide die Hand.«

»Zum Abschied?« fragte Janine.

»Ja, aber zu einem besonderen.« Lisa Kunter holte ein kleines Messer aus einem Regal.

Währenddessen hatten sich die Mädchen die Hände gereicht.

»Bleibt so«, sagte die Mutter. Mit dem Messer in der Hand, kam sie auf ihre Töchter zu.

»Was hast du vor?« fragte Janine.

»Das wirst du gleich sehen. Laßt nur eure Hände zusammen, mehr will ich nicht!«

Janine ahnte, was folgte. Sie preßte schon vorher die Lippen zusammen.

Julie wurde überrascht. Sie schrie auf, als die geschärfte Klingenseite über ihr Handgelenk strich, dort einen Schnitt hinterließ, aus dem das Blut quoll.

Janine schloß die Augen. Sie wollte nicht sehen, wie ihre Mutter auch in ihre Hand schnitt. Den beißenden Schmerz konnte sie ertragen, danach spürte sie, wie ihr Blut aus der Wunde rann und sich mit dem ihrer Schwester vermischte.

»Blut zu Blut«, flüsterte Lisa Kunter. »Ihr habt den Bund geschlossen. Es gibt jetzt nichts zwischen euch beiden, das noch störend dazwischenstehen kann. Dein Blut, Janine, und das Blut deiner Schwester sind gemischt worden. Ihr werdet euch heute kaum denken können, daß diese Tatsache einmal eine große Bedeutung für euch haben wird. Aber die Zeiten bleiben nicht stehen. Jahre werden ins Land gehen. Jahrhunderte werden verstreichen, Menschen werden geboren und sterben auch wieder. Auch ihr werdet sterben, aber beide auf eine besondere Art und Weise. Ich muß es wissen.«

Janine und Julie schauten ihre Mutter an. Sie spürten etwas von der Feierlichkeit, die von dieser Frau ausging. Sie meinte es ernst.

Die Mädchen vergaßen ihre Schmerzen und hingen mit den Blicken an den Lippen ihrer Mutter.

»Ihr gehört zu den wenigen Auserwählten, die der Tod nicht schrecken kann. Ihr braucht ihn nicht zu fürchten. Du, Julie, bist bereits darauf vorbereitet, du Janine, wirst es noch. Geh zu ihm, geh zu Kaspar Algorian.«

»Ja, Mutter!«

»Dann löst jetzt eure Hände.«

Die Mädchen taten es. Das aus den Wunden quellende Blut, rann an den Händen entlang und tropfte von dort zu Boden, wo es dunkle Flecke mit Spritzern an den Seiten hinterließ.

Lisa Kunter gab den Schwestern Tücher, die sie um ihre Hände wickeln konnten. Noch einmal umarmte sie Janine. »Es war eine schöne Zeit«, sagte sie.

Dann löste sie sich hastig und faßte Julie an die Hand. In die andere nahm sie den Leinensack, warf ihn hoch und wuchtete ihn über ihre Schulter. »Geh du auch, Janine.«

Sie schritt mit Julie zur Tür, wo sich die Kleine noch einmal umdrehte und in Janines Gesicht schaute. Dabei zuckten Julies Lippen.

Es war kein Lächeln, eher ein angedeutetes Weinen.

»Wir sehen uns wieder«, sagte Janine leise. »Ich spüre es. Nicht jetzt, nicht morgen, nicht übermorgen. Irgendwann in anderen Zeiten, Schwesterherz. Irgendwann…«

Es waren die letzten Worte, die Julie von ihrer Schwester Janine vernahm.

Janine selbst trat auch nicht an das kleine Fenster, um beiden nachzuschauen. Sie hatten sich verabschiedet, waren endgültig gegangen, sie aber blieb noch.

Janine durchwanderte die Hütte. Sie war jetzt allein, dennoch fühlte sie sich nicht verlassen. Irgendwie war alles anders. Sie konnte selbst nicht sagen, wieso und warum, aber in ihrem Innern hatte sich eine Kraft entwickelt, an die sie eigentlich nicht mehr hatte glauben wollen.

Kraft und Macht!

Vielleicht bekam sie die Macht noch. Nicht ohne Grund hatte ihre Mutter von diesem Kaspar Algorian gesprochen, der in der Stadt wohnte. Sicherlich wußte er Bescheid.

Auch Janine packte noch einige Habseligkeiten zusammen. Viel war es nicht. Ein Paar Schuhe noch für den Winter, einen Schal; den Mantel hängte sie über.

Janine verließ die Hütte und ging, ohne sich noch einmal umzuschauen…

***

Die Stadt war nicht sehr weit. Zu Fuß ging man ungefähr zwei Stunden. Janine blieb auf den Wegen stets in der Deckung des Waldes, der bis an die Stadtgrenze heranwuchs. Auf der anderen Seite schoben sich die Weinberge in die Höhe. Dort war es nicht so einsam. Kurz vor dem Ort erreichte sie die Straße. Ein breiter Weg, auf dem viel Betrieb herrschte. Fuhrwerke waren unterwegs.

Männer und Frauen zogen Karren hinter sich her, sogar Bauern trieben ihr Vieh der Stadt entgegen.

Die Menschen arbeiteten schwer. Sie hatten es nicht einfach. Viele von ihnen besaßen gerade so viel, daß sie sich einmal am Tag satt essen konnten.

Janine taten die Füße vom Laufen weh. Sie fühlte sich erschöpft.

Im Tal sah sie bereits die Stadt, gebaut als Rundling. Die Häuser gruppierten sich um einen Marktplatz. Über den Fluß führte eine langgestreckte Holzbrücke zu den Weinbergen hin. Der Weg schlängelte sich dem Ort entgegen.

Sie wurde von einem Wagen überholt, der mit Körben voll beladen war. Ein Pferd zog ihn. Der Fuhrmann oder Korbmacher saß auf dem Bock und schwang seine Peitsche.

Janine ließ den Wagen vorbeirollen. Die hintere Ladeklappe war nicht mehr vorhanden. Zwei straff gespannte Bänder dienten als Ersatz. Mit drei schnellen Schritten hatte sie den Wagen erreicht und schwang sich auf die Ladefläche, wo sie sich noch zwischen die Körbe zwängen mußte. An den Stricken konnte sie sich festhalten.

Für einen Moment schloß sie die Augen. Es tat einfach gut, sich fahren zu lassen. Während sie die Augen auch weiterhin geschlossen hielt, entstanden Bilder vor ihrem geistigen Auge. Sie sah wieder ihre Mutter und Schwester vor sich, auch die Hütte im Wald, und sie dachte daran, daß dies Vergangenheit für sie war.

Der Wagen schaukelte über die schlechte Wegstrecke dem Ziel entgegen. Die Stadt wurde von einer hohen Mauer umgeben. Die Tore wurden ständig bewacht. In diesen unruhigen Zeiten schaute man sich jeden genau an, der in die Stadt wollte.

Kurz vor der Mauer und dem Tor nahm die Straße an Breite zu.

Hier drängten sich auch mehr Menschen zusammen. Einige hatten noch vor der Stadt ihre Stände aufgebaut. Es waren die fliegenden Händler, die man nicht hineinließ. Mit lauter Stimme priesen sie ihre ausgestellten Waren an. Zumeist Schnickschnack.

Janine sprang vom Wagen, bevor dieser noch anhielt. Sie überholte ihn mit raschen Schritten und war wesentlich früher am Tor als der Korbmacher.

Inzwischen war die Dämmerung über das Land gefallen. Die ersten Lichter flammten auf. Fackeln, deren Widerschein einen geisterhaften Tanz über die Mauern und Straßen der Stadt warf und auch die Gesichter der Menschen verfremdete.

Der Torwächter hielt Janine auf. Seine Augen leuchteten, als er auf das lange Blondhaar schaute. »Wer bist du denn, schönes Mädchen?«

»Ich möchte zu Kaspar Algorian!«

»Ach?«

»Ja, bitte.«

»Erwartet er dich?«
»So ist es.«
Der Torwächter grinste. »Der hat es gut. Algorian erwartet stets die schönsten Frauen. Geh schon und komm irgendwann zurück. Dann kannst du mir berichten, wie es bei ihm war.«
»Das werde ich. Weißt du auch, wo er wohnt?«
»Im Turm, wo sich auch das Gefängnis befindet. Da hat er sich niedergelassen. Du findest ihn beim Marktplatz.«
»Danke.«
Der Platz war für Janine leicht zu finden. Fast alle Menschen strömten dorthin, denn es gab wieder etwas zu sehen.
Drei Männer wurden öffentlich ausgepeitscht. Zwei Schergen hielten die Fackeln, zwei andere schlugen mit den schweren Bullpeitschen auf die nackten Rücken, die bereits blutüberströmt waren.
Die Schreie der Ausgepeitschten vermischten sich mit dem Lachen der Zuschauer.
Janine wandte sich ab. Sie haßte es, so etwas mit ansehen zu müssen.
Mit hastigen Schritten lief sie quer über den Platz, um den Turm zu erreichen.
Er besaß eine breite Eingangstür, die nicht verschlossen war. Niemand interessierte sich für den Turm, sie war ziemlich allein und schaute vorsichtig durch die Türe.
Sie sah eine Treppe, auf die das Licht einer Fackel fiel. Janine rechnete damit, Kaspar Algorian im unteren Teil des Turms zu finden.
Sie faßte sich ein Herz, betrat die Treppe und stieg vorsichtig hinab.
Das Licht streifte sie bald nicht mehr, so daß sie in eine grau wirkende Finsternis hineinschritt.
Irgendwo vor ihr quietschte eine Tür. Licht fiel zuckend in den Flur, sie hörte eine Stimme, die flüsternd und zischend klang.
»Komm schon her, du wolltest doch zu mir.«
Janine war vorsichtig. »Bist du Kaspar Algorian?«
»Wer sonst?«
»Ich bin Janine. Meine Mutter hat mich geschickt. Lisa Kunter, du müßtest sie kennen.«
Algorian lachte schauerlich. »Und ob ich sie kenne, deine Mutter. Es ist also jetzt soweit. Wie schön für uns. Auch ich habe auf diese Stunde gewartet und deshalb alles vorbereiten können.«
Janine überwand auch den Rest der Scheu und schritt dem unruhigen Lichtschein entgegen. Er fiel aus einer offenen Tür, aus der auch ungewöhnliche Gerüche strömten.
Sie blieb stehen, weil sie sich mit den Gerüchen einfach nicht anfreunden konnte.
»Na, nun komm schon her. Ich habe deine Mutter sehr gut gekannt. Jetzt will ich wissen, wie die Tochter aussieht. Deine Mutter war

damals sehr jung, als sie mir gefiel...« Er lachte wieder, was dem Mädchen überhaupt nicht gefiel.

Janine zog die Tür so weit auf, daß sie über die Schwelle treten konnte.

Der Raum war groß, seine Einrichtung ungewöhnlich, das alles sah sie zwar, aber sie hatte trotzdem dafür keinen Blick. Der Mann, der sich Kaspar Algorian nannte, war wichtiger.

Er stand da und wirkte trotz seines zwergenhaften Wuchses wie ein König.

Klein, krumm, bucklig, mit einer Hose aus dickem Leder, einem großen Geierkopf auf den schmalen Schultern und sehr wenigen, schwarzen Haaren, die wie Striche auf dem Schädel lagen. Der Mund war breit, die Lippen schmal, und sie waren zu einem Lächeln verzogen, das Janine als häßlich ansah.

Ihr fielen auch die langen Arme des Mannes auf. Wenn er sie am Körper herabhängen ließ und dabei noch die Hände streckte, konnte er mit seinen Fingerspitzen fast den Boden berühren.

Dämpfe umwehten ihn. Sie quollen aus den kleinen Eisengefäßen, die auf einem gemauerten Ofen standen. In ihm glühte ein Feuer.

Als Platte diente ein Rost.

Sie sah ein Bett, auf dem ein altes Tuch lag. Daneben stand ein besonderer Tisch, auf dem Werkzeuge lagen, die Janine noch nie zuvor gesehen hatte.

Sie erinnerten sie an Messer und spitze Feilen sowie Pinzetten.

Wie bei einem Bader...

Algorian lächelte weiter und ging auf sie zu. Beim Gehen zog er noch den rechten Fuß nach. Janine wäre am liebsten wieder gegangen, aber sie dachte an die Worte ihrer Mutter und blieb stehen.

Kaspar blieb einen Schritt vor ihr stehen. Um ihr ins Gesicht zu sehen, mußte er hochschauen. Er roch nach Rauch und diesen ungewöhnlichen Düften.

Der Qualm zog nicht besonders gut durch den Abzug weg, er verteilte sich auch noch im Raum, besonders bei Durchzug.

»Bist du schön!« flüsterte Algorian. »Du bist so schön, wie es deine Mutter damals gewesen ist.« Er reckte die Arme und berührte Janines Schultern. Dann ließ er die Hände wandern. Sie wühlten durch das lange Blondhaar, das durch seine Finger wie Goldfäden glitten. Im Gegensatz zu einem unförmigen Körper besaß Kaspar Algorian sehr schlanke Hände. Finger wie ein Klavierspieler. Sie hätten auch zu einem Künstler gepaßt.

»Ah, du bist schön, wunderschön, du gefällst mir. Deine Mutter hat genau gewußt, weshalb sie dich zu mir schickte.«

Janine gab keine Antwort. Vergeblich versuchte sie, das Zittern zu unterdrücken. Das merkte auch Algorian. Er schüttelte den Kopf.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Kind. Überhaupt nicht. Ich bin bei dir, ich meine es besonders gut mit dir. Ich werde dich jetzt unter meine Fittiche nehmen. Hat deine Mutter dir das nicht gesagt?«

»Ja«, hauchte Janine und ärgerte sich selbst darüber, daß sie eine Gänsehaut bekommen hatte.

»Nicht zittern, Kindchen, nicht zittern!« flüsterte er. »Ich habe eine Frage. Weißt du, was mit dir geschieht?«

»Nein.«

Er trat zurück und lachte mehr nach innen. »Hat dir deine Mutter nichts über die tausend Gesichter des Teufels erzählt?«

»Nie!«

»Dann wirst du sie bald erleben. Glaubst du an den Teufel?« fragte er lauernd und mit einer schärfer gewordenen Stimme.

»Ja, nein…«

»Du mußt aber an ihn glauben, Janine. Du mußt an den Teufel glauben. Es ist wichtig.«

»Wieso?«

»Er ist deine Rettung.« Algorian rieb seine Hände, bevor er die Rechte gegen ihren Rücken drehte. »Geh dorthin, wo sich die Liegestatt befindet.«

»Und dann?«

»Setz dich nieder.«

Janine tat, wie ihr geheißen. Sie ging mit zitternden Schritten, ohne groß darüber nachzudenken. Sie kam sich vor wie eingeschlossen, sie war nicht mehr sie selbst. Diese Welt unterschied sich radikal von der, aus der sie kam.

Auf der Bettkante sitzend, schaute sie zu, wie Algorian die Tür schloß und sie verriegelte. »Damit uns niemand stört, mein schönes Kind«, sagte er beim Umdrehen und ließ seinen Blick wieder über ihren Körper wandern. »Und nun, kleine Janine, mußt du dich ausziehen. Ja, zieh dich bitte aus.«

»Was soll ich?«

»Ausziehen!«

»Nein!« Es war eine spontane Antwort. Janine riß die Arme hoch und krallte die Hände in den Kleiderstoff vor ihrer Brust. »Nein, das will ich nicht…«

Er kam näher. Gierig sah er aus, wie ein hungriger Raubvogel, als er die Hände vorstreckte. »Du mußt dich aber ausziehen. Es führt kein Weg daran vorbei.«

Janine starrte ihn ängstlich an. »Wollt Ihr mir… willst du mir Gewalt antun?«

»Nein, das nicht.«

»Dann…«

Plötzlich war er bei ihr. Zwei huschende Schritte ließen den

Zwischenraum zusammenschmelzen. Er blieb vor ihr stehen und legte seine Hände wieder auf die Schultern. Durch den Stoff spürte Janine die Wärme seiner Haut. Sehr langsam drückte er sie zurück. »Leg dich nieder, Mädchen, leg dich nur nieder…«

Diesmal konnte sie sich nicht wehren. Aus ängstlichen Augen schaute sie zu, wie die langen Finger des Mannes die Knöpfe vorn am Kleid öffneten. Janine hatte sie selbst angenäht, sie war darauf stolz gwesen. Jetzt dachte sie an nichts mehr. Sie schielte dorthin, wo sich ihr Mantel befand. Er lag auf dem Boden, unerreichbar für sie, um mit dem Stoff ihren Körper zu bedecken.

Er arbeitete schnell und geschickt und zog ihr das Kleid ganz aus.

Nur noch mit der grauen Stoffhose bekleidet, lag Janine da, die Hände über ihrer Brust gekreuzt. Sie dachte an eine Vergewaltigung, aber der Gnom hatte etwas anderes vor. Er drehte sich um und ging dorthin, wo auf dem Ofen die zahlreichen Töpfe standen.

Der Reihe nach nahm er sie vom Feuer und stellte sie auf ein Holztablett, dessen Oberseite eine Stahlplatte zierte.

»So«, sagte er, nahm das Tablett hoch und trug es an ihr Bett.

»Das alles brauchen wir.« Er stellte es neben dem Tisch ab, auf dem die Janine so fremdartig vorkommenden Instrumente lagen.

»Was hast du vor?« hauchte sie.

Kaspar Algorian rieb seine Hände. »Es ist alles ganz einfach. Ich habe dir doch von den tausend Gesichtern des Teufels erzählt, nicht wahr?«

Janine deutete ein Nicken an.

»Diese tausend Gesichter des Teufels sind auch für dich sehr wichtig. Ich werde dir einige von ihnen auf deinen Rücken tätowieren, denn so hat es deine Mutter gewollt.«

»Nein, das geht nicht. Du darfst meinen Körper nicht verunstalten!«

Algorian schüttelte seinen Geierkopf. »Er wird nicht verunstaltet. Er bekommt nur das Zeichen deines Vaters!«

»Meines – was?«

»Vaters!« sagte er hart.

Für Janine brach eine Welt zusammen. Urplötzlich überkam sie der Eindruck, in einem Boot zu sitzen, das auf seiner Fahrt in einen Strudel geraten war und sich immer schneller drehte. Die normale Welt um sie herum versank plötzlich. Der Strudel drehte sich immer schneller, und sie spürte kaum, daß der Mann sie auf den Bauch drehte.

»Ja, das ist die beste Lage«, kommentierte er. »So liegst du genau richtig.«

Janine atmete schwer. »Es wird schmerzen«, flüsterte sie. »Es wird bluten und…«

»Das geht vorbei, das geht vorbei…«

Dann zuckte Janine zusammen, als sie den ersten Stich direkt

zwischen ihren Schulterblättern spürte. »So, mein schönes Mädchen, ich beginne nun…«

Für Janine begann ein Alptraum aus Schmerzen, Tränen und Pein.

Manchmal stand sie kurz davor, bewußtlos zu werden. Ihr Rücken verwandelte sich in ein einziges Meer aus Flammen, das sie ständig stärker bedrohte.

Zeit war nicht mehr vorhanden. Irgendwann verfiel sie in einen Zustand aus Schlaf und Ohnmacht. Sie spürte auch nicht, wie der Zwerg ihren Rücken mit einer kühlenden Salbe bestrich, die farblos war und die Farben der Tätowierungen nicht überdeckte.

Durch kaltes Wasser brachte Algorian sie wieder zurück in die normale Welt. »He, du mußt aufwachen. Die Gesichter des Teufels haben dich nun gezeichnet. Du gehörst ihm.«

»Ich verstehe das nicht.«

»Das wirst du aber. Steh schon auf, schöne Janine.« Er reichte ihr sogar die Hand, und Janine ließ sich von ihm hochhelfen.

Vor der Liegestatt blieb sie stehen. Sie hatte eine etwas vorgebeugte Haltung angenommen, weil sie sich davor fürchtete, sich gerade und aufrecht hinzustellen.

Das wiederum gefiel Kaspar Algorian überhaupt nicht. »Du mußt dich normal bewegen, Janine.«

»Aber mein Rücken.«

»Es ist nichts, du kannst dich bewegen, du kannst gehen, du kannst tanzen, wenn du willst, aber du bist eine andere geworden. Äußerlich und auch innerlich, denn meine Tätowierungen sind etwas Besonderes.«

Janine glaubte den Worten des Gnoms. Sie streckte ihren Körper – tatsächlich, es ging alles glatt. Bis auf ein leichtes Ziehen im Rücken wies nichts auf die Veränderung hin.

»Nun…?« Algorian hatte seinen Blick verändert. Er war lauernd und neugierig geworden.

Janine schaute ihn an. »Es klappt!« flüsterte sie. »Es… es klappt tatsächlich.«

»Sagte ich doch.«

Janine dehnte ihren Rücken. Es machte ihr auch nichts mehr aus, so gut wie nackt zu sein. Sie schämte sich nicht, sie fühlte sich besser als sonst.

»Na, wie geht es dir?«

»Ich bin stärker«, hauchte sie. »Ich… ich bin viel stärker als früher. Kann das sein?«

»Ja, das kann sein.«

»Und jetzt?«

»Warte, ich werde dir einen Spiegel holen.« Der Bucklige tauchte in eine Ecke des Verlieses, wo kaum Licht hinkam. Dort stand ein von

einem Tuch verdeckter Gegenstand. Er lehnte aufrecht an der Wand. Elegant und lässig, wie auf einer Bühne zog Algorian das Tuch zur Seite.

Darunter war ein Spiegel verborgen gewesen. Er mußte ihn mit beiden Händen halten und trug ihn zu seinem neuen Schützling hin.

»Dreh dich zur Seite«, bat er.

Das tat sie. Kaspar Algorian hielt den Spiegel so, daß sie hineinschauen und dabei auch einen Großteil ihres Rückens erkennen konnte. »Siehst du ihn?« fragte er.

»Ja.«

»Und?«

»Er ist bunt.«

»Bunt?« Algorian begann zu kichern. Er konnte kaum über den oberen Rand des Spiegels hinwegschauen. »Bunt, sagst du? Ja, dein Rücken ist bunt. Aber er ist nicht nur bunt. Ich habe nicht einfach nur Kreise und Spiralen gemalt, auch wenn es beim ersten Hinsehen so scheint. Wenn du aber genauer hinblickst, wirst du Unterschiede erkennen. Es sind Gesichter, kleine Janine. Die tausend Gesichter des Teufels. Ich habe sie dir nicht alle eintätowieren können, leider nicht, aber diejenigen, die sich auf deinem Rücken abzeichnen, reichen aus.«

Janine nickte. Sie fühlte sich nicht mehr allein, jemand gab ihr Schutz, auch wenn es eine Gestalt war, vor der fast alle Menschen sich fürchteten.

»Bin ich jetzt etwas Besonderes?« wollte sie wissen. »Hebe ich mich von den anderen ab?«

»Ja, meine Liebe, aber nicht nur durch diese Zeichnungen, wenn du verstehst.«

»Erkläre es mir.«

»Derjenige, dessen Gesichter du auf deinem Rücken eintätowiert trägst, wird dich beschützen. Es sind nicht alle Gesichter, wie ich schon sagte, aber sie werden reichen.«

Janine nickte. »Wie wird er mich schützen können?«

»Das wirst du schon sehen.«

»Man sagt, daß der- oder diejenigen, die mit dem Teufel im Bunde stehen, unsterblich sind.«

»Ja, das kann es geben.«

»Auch bei mir? Trifft es auch auf mich zu, Kaspar?«

Algorian ließ sich Zeit mit der Antwort. Er stellte erst den Spiegel dorthin, wo er ihn auch hergeholt hatte. »Es trifft auf dich nicht zu, kleine Janine. Du bist nicht unsterblich, aber du wirst auch nicht so sterben wie die Menschen.«

»Das verstehe ich nicht.«

Algorian grinste breit. »Ich kann es dir nicht erklären. Ich habe dir schon einen großen Gefallen getan. Jetzt mußt du nur Vertrauen

haben, so schwer es dir auch fallen wird. Habe Vertrauen, denke immer daran. Nur Vertrauen.«

Sie nickte, obwohl sie selbst nicht davon überzeugt war.

»Und nun mußt du mich verlassen, Janine.«

»Haben wir schon Mitternacht?«

Er lachte auf. »Der Morgen graute bereits. Du hast eine ganze Nacht bei mir verbracht. Zieh dich an und nimm dein Bündel. Dann verlasse die Stadt, und denke immer daran, daß er dich beschützt, auch wenn es nicht so aussieht.«

»Was ist mit meiner Mutter und meiner Schwester Julie?«

»Denke nicht mehr an sie. Die beiden sind dabei, das Land zu verlassen, und es ist auch gut so. Sie werden woanders eine neue Heimat finden, das verspreche ich.«

»Ja, dann gehe ich.«

»Alles Gute wünsche ich dir, kleine Janine. Wirklich alles, alles Gute…«

Er hielt ihr wie ein Kavalier die Tür auf. Janine trat in den Gang, sah schwach den Umriß der Treppe und schaute noch einmal zurück. Da hatte der Zwerg die Tür bereits geschlossen.

Janine fror. Es lag nicht allein an den kälteren Temperaturen. Sie kam sich plötzlich so alleingelassen vor. Hinausgestoßen in eine andere, eine fremde, feindliche Welt.

Mit müden Schritten ging sie die Stufen hoch und verließ den Turm. Eine Gezeichnete, die ein Geheimnis mit sich herumtrug, von dem niemand etwas ahnte…

***

Fast ein Jahr später!

Janine hatte die Stadt verlassen. Bei einem Schiffer war sie untergekommen. Er nahm sie mit, bis sie eine große Stadt erreichte, die dort lag, wo die Mosel in den Rhein mündete.

Die Stadt hieß Koblenz und wurde von einer gewaltigen Festung beherrscht, der Feste Ehrenbreitstein. Sie thronte hoch über dem Rhein, ein Schutz für die Mächtigen, aber auch ein Platz, an dem bestraft und gefoltert wurde.

Janine fiel in der Stadt auf. Es gab zwar viele Frauen, aber nur wenige waren so schön wie sie.

Schon bald erwischte sie der Neid anderer Frauen, die in ihr etwas anderes sahen als nur eine Geschlechtsgenossin.

In diesen Zeiten war das Wort Hexe schnell gefallen. Obwohl Janine nichts dazu tat, wurde sie eines Nachts aus dem Schlaf gerissen, weil sie über sich, auf der Straße, die Hufschläge zahlreicher Pferde hörte. Sie selbst lebte in einer kleinen Kammer unter den eigentlichen Arbeitsräumen, tief im Keller.

Janine wußte sofort, daß der Besuch der Fremden ihr galt. Sie war stets darauf vorbereitet, so rasch wie möglich zu fliehen. Sie hatte eine Anstellung in einer Bügelei bekommen. Hier wurde für die vornehmen Herrschaften die Wäsche und Kleidung gebügelt. Janine stellte sich dabei geschickt an. Ihr Meister lobte sie sehr oft, was seiner Gattin nicht gefallen hatte.

Deshalb konnte sich das Mädchen vorstellen, daß sie es gewesen war, die den Häschern Bescheid gesagt hatte.

Das gepackte Bündel stand immer neben dem Lager. Sie brauchte es nur zu packen, lief zur Tür, öffnete sie und wollte die schmale Treppe hoch.

Die Schergen kamen bereits von oben. Düstere Gestalten mit glänzenden Helmen auf den Köpfen. Einer von ihnen trug eine Fackel.

Ihr Feuer trieb das Mädchen wieder zurück.

Zu viert warfen sie sich über sie. Sosehr sie sich auch wehrte, sie hatte den Schlägen der Soldaten nichts entgegenzusetzen. Und so schaffte man die mißhandelte und total erschöpfte Frau wieder nach oben.

Ein fünfter Mann wartete bei den Pferden. Einer schleuderte Janine hoch und warf sie quer über den Sattel.

Das hatte gereicht, um sie bewußtlos werden zu lassen. So merkte sie nicht, daß die Soldaten die Stadt verließen und über verschlungene Pfade in die Weinberge gelangten.

Ihr Schicksal sollte sie weit weg von Koblenz ereilen, das hatte die Frau des Bürgermeisters zur Bedingung gemacht, die am Fenster stand und den Abtransport mit schadenfrohen Blicken beobachtete.

Janine merkte nichts von dem Ritt. Möglicherweise war es die Gnade des Teufels, die sie hatte in Ohnmacht fallen lassen. Als sie erwachte, wußte sie nicht, wo sie sich befand.

Um sie herum schwebte die Finsternis, und sie spürte unter sich einen feuchten, kalten Steinboden.

Zunächst blieb sie liegen, die Augen hielt sie geöffnet. In ihrem Kopf spürte sie das Gefühl der Taubheit, und der Rücken brannte, als hätte man ihn mit Säure eingerieben.

Sie selbst konnte ihn nicht erkennen, glaubte jedoch, daß sich die eintätowierten Gesichter und Fratzen bewegten. Da verzogen sich Münder, wurden Lippen in die Breite gezogen, und das Gefühl der Furcht vor dem Kommenden steigerte sich noch mehr.

Sie stand auf.

Schwindel überfiel sie nicht. Im Gegenteil, sie fühlte sich gestärkt.

Wo war die Tür, wo die Wand, die Mauer? Sie streckte die Arme vor und tastete sich weiter.

Dann hörte sie das Fiepen, hoch und schrill. Etwas klatschte gegen ihre Beine wie ein Ball aus Fell.

Janine wußte Bescheid. In diesem verdammten Keller hausten Ratten. Sie waren ihre Begleiter.

Dennoch gab sie nicht auf. Die Hände fanden endlich einen Widerstand. Es war die rauhe Wand, über die sie ihre Handflächen rieb. Dann veränderte sich das Gestein. Es fühlte sich glatter an, ein anderer Stoff – einfaches Holz.

Die Tür…

Nach einer Klinke oder einem Riegel suchte sie vergebens. Diese Tür ließ sich nur von außen öffnen. Jene Männer, die sie entführt und gefangengenommen hatte, wußten genau, was sie taten.

Wie würde es weitergehen?

In der Dunkelheit drehte sich Janine herum und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Tür. Man hatte sie aus Koblenz abtransportiert wie eine Hexe. Sie wußte genau, was mit Hexen geschah, wie die armen Frauen gequält und gefoltert wurden, um anschließend auf schreckliche Art und Weise zu Tode zu kommen.

Auf dem Scheiterhaufen oder durch Ertränken.

Genau das würde auch mit ihr geschehen.

Wieder kam das Tier. Diesmal war die Ratte nicht allein. Sie hatte Verstärkung mitgebracht. Gleich drei Nager bewegten sich auf Janine zu und sprangen sie an.

Es waren ausgehungerte Tiere. Sie verbissen sich im Kleiderstoff, faßten mit ihren spitzen Zähnen noch einmal nach, um auch die Haut zu erwischen, doch dazu kam es nicht mehr.

Plötzlich wuchteten sie sich ebenso schnell zurück, wie sie gekommen waren. Irgend etwas mußte sie abgestoßen haben. Sie schrien fast kläglich auf, dann vernahm Janine das Trappeln der kleinen Füße, als sie Reißaus nahmen.

Wieso fürchteten sich die Ratten?

Janine lachte plötzlich auf. Es war mehr ein Kichern, das aus ihrem Mund drang. Sie spürte wieder das Ziehen auf dem Rücken, als sich die Fratzen bewegten, und sie wußte Bescheid.

Es lag an den Tätowierungen. Die Ratten hatten genau gespürt, daß sie keinen normalen Menschen beißen wollten, Janine besaß eine andere Ausstrahlung, die der Hölle…

»Ich bin eine Hexe!« flüsterte sie. »Verdammt, ich bin eine Hexe, eine Tochter des Teufels! Sie haben recht, ja, ich bin es. Ich bin es tatsächlich…«

Ihre Worte endeten in einem gellenden Lachen, das schaurig durch den Keller hallte und als Echo ihre Ohren traf. Sie lachte noch, als von außen ein schwerer Eisenriegel zur Seite geschoben wurde.

Ein harter Fußtritt schleuderte die Tür nach innen. Wieder fiel das flackernde Fackellicht in das Verlies, und die Soldaten, die sie auch schon aus Koblenz geholt hatten, stürmten ihr entgegen.

»Jaaa…!« brüllte Janine. »Ich bin eine Hexe. Ich bin eine verfluchte, herrliche Hexe!« Sie wehrte sich nicht, als man ihre Arme packte und sie hart auf den Rücken drehte.

Sie lachte nur, bewegte den Kopf, und das lange Blondhaar wehte den Peinigern in die Gesichter.

Man schaffte sie aus dem Raum. Jemand stieß ihr einige Male hart das Knie in den Rücken, es tat ihr nicht einmal weh. An dieser Stelle war sie schmerzunempfindlich.

Auch ein Vorteil der Tätowierung.

Die Schergen brachten sie in einen anderen Raum, wo ein Folterfeuer glühte.

Die Kohlen lagen unter einem Rost. Daneben standen die Zangen und Lanzen, die der Folterknecht, ein breitschultriger Mann mit nackter, sehr behaarter Brust heiß machen würde.

Noch tat er nichts. Er stierte die Neue an und leckte sich dabei die Lippen.

Janine gab den Blick zurück. »Ich bin eine Hexe, du Tier«, schrie sie ihn an. »Ja, ich werde dich in die Hölle schicken, Folterknecht.«

Die Soldaten lachten. Nur klang es nicht echt. Irgendwie hatten die Worte des jungen Mädchens sie beeindruckt.

Weiterhin wurde sie von zwei kräftigen Männern gehalten, während die drei anderen sich um ihre Kleidung kümmerten. Brutal wurde sie Janine vom Körper gerissen.

»Wir wollen dich nackt, du schöne Hexe!« brüllte der Kleinste und Wildeste der Folterknechte, der noch etwas hinzufügen wollte, aber zurücktrat und den Kopf schüttelte. »Da!« keifte er, »da! Schaut euch mal ihren Rücken an! Der Teufel hat ein Mal hinterlassen. Seine Fratzen sind da zu sehen…«

Die Soldaten ließen das Mädchen los, als wäre seine Haut glühend geworden.

So etwas hatten sie noch nicht gesehen. Ein bunter Wirrwarr aus Fratzen, Mäulern, Augen, Nasen und Mündern, die sich zudem noch bewegten, sich öffneten, schlossen, sogar zischelten und grüngrauen, stinkenden Dampf entließen.

»Weg!« schrie der Anführer. »Wir werden weglaufen…«

Nichts hätten seine vier Kumpane lieber getan. Nur der Folterknecht blieb.

Er kam drohend auf das Mädchen zu.

»Hast du nicht gehört?« schrie Janine ihn an. »Ich bin eine Hexe! Willst du nicht weglaufen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Na los, verschwinde!«

Da schlug er zu. Er besaß eine Faust, die fast die Größe eines Schmiedehammers einnahm. Der Hieb traf genau ins Zentrum. Ein

Sternenhimmel zerplatzte vor den Augen des blonden Mädchens, in den der Folterknecht wie ein Komet hineinstieg.

Mehr wußte Janine nicht mehr.

Sie fiel und blieb bewußtlos auf dem kalten Steinboden liegen…

***

Als Janine wieder erwachte, war alles anders. Sie befand sich nicht mehr in dem Verlies, man hatte sie wieder woanders hingeschafft.

Auf ihrem nackten Körper lag eine Gänsehaut, und sie spürte den kalten Wind darüber hinwegstreichen, als bestünde dieser aus zahlreichen, tastenden Fingerspitzen, die nur da waren, um ihre Haut zu berühren.

Berührt wurde sie ebenfalls vom Licht der Fackeln, die die Männer hielten, die sie umstanden. Es waren die Soldaten, aber auch die so vornehmen Menschen aus dem Ort, die mit gierigen und teilweise abstoßenden Blicken ihren Körper betrachteten.

Der Schlag hatte sie ziemlich mitgenommen. Deshalb konnte Janine die Gesichter der Männer nicht so genau unterscheiden. Dafür hörte sie etwas anderes.

Ein nicht abreißendes Geräusch, das bereits ewig da zu sein schien. Ein Rauschen wie bei einem Wasserfall.

Da es in der Nähe keine Wasserfälle gab – das wußte Janine – gab es nur eine Möglichkeit. Man hatte sie in die Nähe eines Flusses geschafft. Und sie wußte auch, was dies zu bedeuten hatte.

Man wollte mit ihr die Hexenprobe machen!

Schon brachten zwei Männer das Brett. Die Soldaten schufen Platz, damit die beiden durchkonnten. Sie bauten sich ebenfalls vor dem Mädchen auf und stellten das Brett hochkant.

Eigentlich hätte Janine anfangen müssen zu schreien, denn was ihr da blinkend entgegenstarrte wie Augen aus Metall, das waren die Spitzen zahlreicher Nägel.

Sie hatten ein besonderes Brett gewählt. Normalerweise war es nicht mit Nägeln bestückt. Diese Art der Hexenprobe war erst seit kurzem bekannt. Janine hatte davon gehört, wie man es machte. Ihre Mutter wußte Bescheid.

Man band die Person auf das Brett und schob beide in den Fluß oder See.

Schwamm das Brett mit dem darauf festgebundenen Menschen oben, so war die Person eine Hexe und wurde verbrannt.

Ging das Brett unter, so war die Person keine Hexe. Sie ertrank trotzdem, allerdings wurde ihre Seele dabei gerettet. Was auch immer dabei geschah, die bedauernswerten Frauen hatten keine Chance, die Hexenprobe zu überleben.

»Schau es dir an«, sagte einer der Soldaten. »Schau es dir genau an.

Es ist dein Brett, auf dem wir dich festbinden!«

Janine war einfach zu müde, um eine Antwort zu geben.

Außerdem wollte sie auch nicht.

Die Umstehenden empfanden dies als Angst. »Da, sie fürchtet sich. Sie zittert jetzt schon!« Sie lachten rauh und freuten sich diebisch. »Los, bindet sie endlich!«

Der Mann ließ das Brett fallen. Es klatschte dicht neben Janine zu Boden, so daß sich die Nägel in das feuchte Erdreich am Ufer hineinbohrten.

»Umdrehen!«

Damit war das Brett gemeint. Zwei Männer packten es und kanteten es herum.

Andere bückten sich und hievten Janine hoch. Einer kam mit dem Seil dazu.

»Legt sie auf das Brett!«

Die Nägel, dachte Janine, die Nägel. Sie werden in dein Fleisch eindringen, du wirst…

Da hatte sie Kontakt!

Jetzt mußte es einfach passieren. Die Nägel mußten in ihren Körper dringen, Blut würde spritzen.

Es geschah nichts…

Die Nägel drangen in ihren Rücken. Sie spürte es sehr deutlich.

Fast jeden einzelnen Nagel, wie er sich wie ein kleines Messer in ihren Körper bohrte, aber keine Wunde hinterließ, denn ihre Mutter und vor allen Dingen Kaspar Algorian hatten vorgesorgt. Die tätowierten Fratzen des Teufels hatten ihre Haut widerstandsfähig gegen Schmerzen gemacht.

Auch die Umstehenden sahen, daß nichts passierte. Sie hatten Blut erwartet, das aus den Wunden quellen mußte. Statt dessen starrte das Mädchen sie liegend an und verzog die wohlgeformten Lippen sogar noch zu einem Lächeln.

»Sie ist wirklich des Teufels!« schrie eine der wenigen Frauen, die dem Schauspiel zusahen.

»Ja, sie buhlt mit dem Satan!«

»Bindet sie fest!«

Auf den Befehl hatte der Mann mit dem Seil nur gewartet. Er bückte sich und arbeitete blitzschnell. Es war ihm anzumerken, daß er in solchen Dingen Routine besaß.

Vom Hals bis zu den Fußknöcheln drehte er das Seil um Körper und Brett. An der Unterseite zog er die Knoten so fest, daß sie nicht mehr zu lösen waren.

»Hebt sie an und werft dieses verfluchte Teufelsweib in den Fluß!«

Das ließen sich die Männer aus dem Dorf und die Soldaten nicht zweimal sagen.

Sie behinderten sich gegenseitig, als sie sich bückten, um das Brett anzuheben. Jeder wollte die Hexe so schnell wie möglich auf dem Wasser schwimmen sehen.

Janine konnte erkennen, als man sie hochwuchtete, daß sich in der Nähe eine Steinbrücke befand. In einem Halbbogen führte sie über den Fluß. Unter ihr schoß das Wasser gurgelnd und schmatzend hinweg. Dabei mit einer so großen Geschwindigkeit, als wollte es die Brücke an beiden Seiten einreißen.

Wer in diese schäumenden, tosenden Fluten hineingeworfen wurde, überlebte nicht.

»Weg mit ihr!«

»Ja, zur Hölle mit dem Hexenweib!«

Die Schergen hatten das Brett in die Höhe gestemmt und gaben ihm den nötigen Schwung, als sie es vorschleuderten, so daß es fast die Mitte des Flusses erreichte und dort aufklatschte.

Janine hatte unwillkürlich den Atem angehalten. Sie spürte den Aufprall und die Kälte des eisigen Wassers, das über ihren nackten Körper hinwegschäumte.

Splitternackt, so wie sie auf das Brett gelegt worden war, schaute sie zu ihnen herüber, winkte ihnen noch zu und lachte so gellend, als käme ihre Stimme aus der Hölle.

Die Versammelten warfen sich auf den Boden, schlugen Kreuzzeichen, taten Buße, und als sie wieder hochschauten, war der Geist des Mädchens verschwunden.

Denjenigen aber, die das Lachen gehört hatten, schallte noch tagelang eine düstere Botschaft in den Ohren. Und sie alle wußten, daß sie diesmal zu weit gegangen waren…

***

Gegenwart

»Und du hast immer noch deinen alten Wagen?« fragte ich Will Mallmann, als wir auf dem Parkplatz des Flughafens standen und Will die Türen des Opel Manta öffnete.

»Ja!« sagte er und deutete mit dem Zeigefinger auf mich. »Ich besitze den Wagen noch. Aber du hast gar keinen, John. Du bist auf die Gnade deines Arbeitgebers angewiesen, daß man dir ein Gefährt zur Verfügung stellt.« Will grinste, weil er es mir gegeben hatte.

Suko schaute mich an. »Wo er recht hat, hat er recht, alter Knabe.«

»Blas du auch noch in sein Horn.« Jetzt grinste ich. »Du sitzt zusammen mit Julie.«

»Nein!«

»Doch, ich habe schließlich die längeren Beine.«

»Oder soll ich vorn sitzen?« fragte Julie.

»Unterstehe dich. Kinder müssen in den Fond.«

»Was ist das denn?«

»Der hintere Teil dieser Blechbüchse auf vier Rädern«, erwiderte ich so laut, daß Will es auch hören konnte.

»Weißt du«, sagte er, als ich mich neben ihn setzte und dabei den Kopf einzog, »da stehe ich einfach drüber. Mich, John Sinclair, können eben nur Menschen beleidigen.«

»Und in welche Kategorie stufst du mich ein?«

Will hob die Schultern. »Keine Ahnung. Vielleicht als leicht monsterhaftes Individuum.«

»Danke!«

Will legte einen Blitzstart hin, der uns in die Sitze preßte.

Den Flug hatten wir gut hinter uns gebracht. Julie war auf der Strecke ziemlich schweigsam gewesen. Sie hatte stets aus dem kleinen Fenster gestarrt und den Wolken zugesehen, die an uns vorbeitrieben. Auch jetzt sagte sie nicht viel.

»Wohin geht es denn?« fragte ich.

»Erst mal in Richtung Wiesbaden, dann nach Nordosten, auf die Mosel zu. Der Ort, der uns interessiert, liegt in der Nähe des Moseltals, und der Fluß, der uns interessiert, ist der Flaumbach.«

»Mit PF oder mit F?«

»Mit F.«

»Du weißt Bescheid.«

»Immer. Wir Deutschen sind eben gründlich.«

»Und wir Engländer?«

»Tja, John. Außer dir sind fast alle nett, wie ich finde.«

»Wieso das denn?«

»Die anderen meckern nie über meinen Wagen.«

»Weil sie nie die Chance hatten, ihn zu Gesicht zu bekommen«, erklärte ich.

Will Mallmann lachte und schlug mir auf die Schulter. Er wußte, daß die Frotzelei nicht ernst gemeint war. Nur gehörte er zu den Menschen, die sich einfach nicht entscheiden konnten, welches Fahrzeug sie sich nun zulegten. Seit Jahren schon wollte Will ein neues Auto kaufen. Er hatte es noch nicht geschafft. Dafür wühlte er in Prospekten herum, schwankte zwischen dem Kadett GSI, einem Saab, dem Porsche oder einem Mercedes. Entschieden hatte er sich noch nicht. Deshalb blieb er auch bei seinem Manta.

Vom Rhein-Main-Gebiet gelangten wir, vorbei an Weinhängen, nach Nordwesten.

Über uns lag ein grauer Himmel. Die Wolkendecke lag sehr hoch.

Ein steifer Wind wehte aus Südwest, die Sicht war ungewöhnlich gut, klar und auch weit.

Für die Jahreszeit war es viel zu warm. Zehn Grad über dem Gefrierpunkt, ein Wetter zum Weglaufen, aber nicht für den Winter.

Schnee lag auch in Deutschland nur in den höchsten Lagen der Mittelgebirge oder in den Alpen.

Hin und wieder schaute ich den landenden Flugzeugen nach, die sich hier praktisch die Tragfläche in die Hand gaben.

Ich drehte mich um, weil ich nach Julie schauen wollte. Das Mädchen saß neben Suko und schlief.

»Soll ich sie schlafen lassen?« fragte der Inspektor.

»Sicher.«

Suko nickte. »Es ist alles etwas viel Aufregung für sie gewesen.«

Auch während des kurzen Fluges hatte Julie geschlafen. Da allerdings sehr unruhig, als hätten sie schlimme Träume geplagt.

Leider konnten wir für den Rest der Strecke die Autobahn nicht mehr nehmen. Die Fahrt zum Moseltal führte über Bundesstraßen weiter, so konnten wir uns die Gegend anschauen.

Ich kannte einiges von Germany, diese Ecke allerdings war mir doch fremd, aber nicht ohne Reiz. Über die B 50 fuhren wir bis Kirchberg, dann in Richtung Kastellaun. Das war eine Gegend, in der man den Wein förmlich roch.

Von Kastellaun aus wanden wir uns über kleinere Straßen weiter bis zu unserem Ziel.

»Das ist der Flaumbach«, erklärte Suko, als wir ein schmales Flüßchen sahen, dessen Wasser allerdings so schnell floß, daß es sogar schäumte.

»Ist es hier passiert?«

Will nickte. »Nicht direkt, wir müssen noch etwas weiter. Aber hier zwischen den Weinbergen. Auch damals haben die Leute schon Wein angebaut.«

»Und Hexen getötet!«

»Richtig.«

»Will, du hast dich mit der Legende beschäftigt. Was ist genau davon übriggeblieben?«

»Fragmente. Wenn man fragt, schaut man in große Augen oder in lächelnde Gesichter. Die Geschichte ist passiert, nur will sie so recht niemand glauben. Man spricht zwar darüber, unter sich, weiht aber ungern Fremde ein…«

»Gab es eigentlich noch weitere Zeugen außer deinem Bekannten und dir, die das Mädchen gesehen haben?«

»Nein.«

»Hast du mit den Bewohnern darüber gesprochen?«

»Weißt du doch. Nur waren die Auskünfte verdammt mies und schlecht. Einfach beschissen.«

Ich mußte lachen, als ich Will Mallmann so reden hörte. Wahrscheinlich hatte sich der gute Kommissar geärgert, weil er so wenig Hilfsbereitschaft erlebt hatte.

»Hallo, Julie«, sagte Suko. »Wieder wach?«

Auch ich drehte den Kopf. Julie reckte sich. Dann rieb sie ihre Augen, schüttelte den Kopf, schaute aus dem Fenster. »Wo sind wir eigentlich?« fragte sie leise.

»Gleich am Ziel«, sagte Suko.

Julie zog sich zurück. Sie versuchte ein Lächeln, es mißglückte etwas. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie, »aber ich fühle mich irgendwie nicht wohl.«

»Weshalb?«

»Es ist so komisch, versteht ihr? Die ganze Umgebung bereitet mir Sorgen.«

»Kennst du sie?«

»Ja und nein…«

Ich mischte mich ein. »Versuch dich zu erinnern, Julie. Hast du sie in einem deiner anderen Leben schon mal gesehen?«

»Das ist möglich, John.« Sie schluckte einige Male. »Es ist nur so schwer, verstehst du? Alles liegt so lange zurück. Wenn ich hier gewesen bin, dann in einem meiner ersten Leben. Vielleicht sogar im ersten Leben überhaupt.«

Sie schaute aus dem Fenster und sah die kahle Winterlandschaft.

Sanft stiegen die Flanken der Berge hoch, auf denen die Rebstöcke standen. Der kleine Fluß begleitete uns. Sein Bett allerdings führte durch nicht so viele Kurven wie die Straße, auf der nicht viel Verkehr herrschte.

»Noch einen Kilometer«, erklärte der Kommissar. »Ich bin dafür, an der Brücke zu halten.«

»Und dann?« fragte ich.

»Aussteigen und warten.«

»Du bist gut, Will.«

»Ich rechne damit, daß allein Julies Anwesenheit etwas bewirken kann. Vielleicht lockt sie die Nackte mit dem tätowierten Rücken.«

Da konnte Will recht haben. Da ich keinen besseren Vorschlag wußte, hielt ich mich zurück.

Wir rollten an einem Lokal vorbei. Im Sommer konnte man auch draußen sitzen, jetzt war das Gelände frei. Will erklärte uns, daß er es als Parkplatz benutzt hatte und den Rest der Strecke zu Fuß gegangen war.

»Gleich seht ihr die Brücke.« Er lenkte den Manta in eine Kurve, die normale Straße verengte sich, denn die Brücke glich einem Nadelöhr.

Der Kommissar nahm Gas weg, so daß wir beinahe im Schrittempo an unser Ziel heranfuhren.

Es war eine normale Steinbrücke. Unter ihr schäumte das Wasser gegen die Pfeiler. Sein Rauschen drang auch durch die geschlossenen Wagenfenster.

Hinter der Brücke lag der Ort. Mir fiel der Kirchturm auf, die zahlreichen Dächer der Häuser, deren Pfannen rotbraun schimmerten. Der Ort war umgeben von Weinbergen, er lag in einem kleinen Tal und machte einen etwas weltvergessenen, gemütlichen Eindruck.

Vor der Brücke stoppte Will, weil wir noch zwei Radfahrer vorbeilassen wollten.

Sie schauten in den Wagen und wunderten sich wohl darüber, daß drei Männer und ein junges Mädchen ihren Ort ansteuerten.

Jenseits der Brücke nahm die Straße wieder an Breite zu, so daß Will rechts heranfahren und parken konnte.

Der Motor erstarb mit einem Blubbern. »Aussteigen, die Herrschaften«, sagte der Kommissar.

Wir öffneten die Türen. Ich war froh, nach der langen Reise meine Gelenke bewegen zu können, reckte mich und machte zwei Kniebeugen. Julie blieb bei Suko, der das Kind an die Hand genommen hatte.

Scheu schaute sich unser Schützling um. Die Augen in ihrem etwas blassen Gesicht hatten sich geweitet. Sie kam mir vor wie jemand, der darüber nachdachte, ob er schon einmal an diesem Ort gewesen war.

»Na?« fragte ich. »Kennst du dich aus?«

»Ich weiß nicht, John.« In ihrem Blick waren Zweifel erschienen.

Ich legte ihr meine rechte Hand auf die Schulter. »Wir werden mal auf die Brücke gehen.«

Julie nickte. Sie folgte mir zwar, nur bekam ich den Eindruck, als wäre sie nicht so recht bei der Sache und hätte am liebsten kehrtgemacht. Will Mallmann war schon vorgegangen, während Suko den Schluß machte. Auf der Brücke erwartete uns der Kommissar. Er stand nahe des linken Geländers und deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger zu Boden. »Hier ist es passiert«, sagte er.

»Was?«

»Hier starb Stefan Klein.«

Spuren gab es nicht mehr. Ich lehnte mich über das Geländer und schaute auf den Fluß, der wild und schäumend durch das Bett schoß und unterhalb der Brücke verschwand.

»Was ist?« fragte Will.

»Nicht schlecht«, sagte ich.

»Was?«

»Für eine Hexenprobe.«

»Du hast Humor.«

Auf der Wasseroberfläche entdeckte ich zahlreiche Gegenstände, die der Fluß mit sich gerissen hatte. Sicherlich waren auch einige hineingeworfen worden. Büchsen, Papierfetzen…

Ich drehte mich um und lehnte mich gegen das Geländer. Julie war für uns wichtiger.

Auch sie bewegte sich nicht. Mitten auf der Brücke stand sie und wußte nicht so recht, wo sie hinschauen sollte. Ein Wagen fuhr dorfauswärts. Wir traten zur Seite, um ihn vorbeizulassen.
»Spürst du etwas?« fragte ich das Mädchen.
»Nein.«
»Aber hier ist es passiert, da bist du dir sicher?«
Sie hob die Schultern. »Eigentlich schon. Ich habe ja in Sukos Wohnung viel gesehen. Aber jetzt ist irgendwie alles anders.« Sie preßte die Hände gegen ihren Kopf. »Alles leer.«
»Gut«, sagte ich und wandte mich an den Kommissar. »Hat es noch Sinn, hier zu warten?«
»Was meinst du damit?«
»Wir könnten in den Ort gehen.« Ich schaute auf die Uhr. »Es ist sowieso Zeit zum Mittagessen.«
Suko und Will waren einverstanden. »Und was ist mit dir, Julie? Willst du auch etwas essen?«
»Meinetwegen.«
Will wollte den Wagen stehenlassen. Die Menschen, denen wir später begegneten, schauten uns erstaunt an. Will Mallmann war einigen von ihnen bekannt, angesprochen wurde er nicht.
Es war eine sehr saubere Ansiedlung. Die Menschen lebten vom Weinbau, so daß andere Industrien in den Hintergrund getreten waren. Wir gingen an einer Tankstelle vorbei, und ich konnte auch sehen, daß einige Häuser in die Hänge hineingebaut worden waren.
Die Kirche bildete, zusammen mit dem Marktplatz, den Mittelpunkt des Ortes.
Dort hatte man auch Parkplätze angelegt. Durchgangsverkehr gab es keinen, so war es um diese Zeit auch relativ ruhig. Viele Weinhändler hatten sich hier niedergelassen. An den Hauswänden hingen ihre Schilder, oft geschmückt mit kleinen Wappen, auf denen sich oft Trauben zeigten.
»Weißt du, wo wir etwas essen können?« fragte ich Will.
»Nein.«
Wir schlenderten noch ein Stück, betraten eine schmale Gasse, wo noch Kopfsteinpflaster den Boden bedeckten, und entdeckten in einem schmalen Haus ein kleines Lokal. Vor der Tür stand der Wirt und fegte den schmalen Gehsteig. Er hatte eine grüne Schürze umgebunden und hörte mit der Arbeit auf, als wir stehenblieben.
»Haben Sie auch Mittagstisch?« fragte Will nach dem Gruß.
Der Wirt bejahte.
»Dann wollen wir mal.«
Im Lokal war es dunkel. Vielleicht lag es auch an den Holzwänden und den düster wirkenden Tischen. Hinter der Theke räumte eine Frau Weingläser in das Regal.

»Gäste, Christa!«

Nach dem Ruf des Mannes drehte sie sich um und lächelte herzlich. »Willkommen.«

An einem runden Tisch fanden wir alle Platz. »Wir wollten eigentlich etwas essen«, sagte Will.

»Gern, ich habe nur keine große Speisekarte.« Sie wischte eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Was gibt es denn?« fragte ich.

»Schweinebraten.«

»Das nehmen wir. Du auch, Julie?«

»Ja.«

»Und was möchten Sie trinken?«

Wir entschieden uns für ein Bier. Das Getränk paßte zum Essen besser als Wein.

»Wird erledigt«, sagte der Mann mit der Schürze, der uns gefolgt war. Er zapfte an und brachte die Gläser. Neben Will Mallmann blieb er stehen. »Sie habe ich hier schon gesehen.«

»Kann ich mir denken.«

»Sind Sie nicht der Kommissar aus Wiesbaden?«

Will lachte. »Das hat sich ja schnell herumgesprochen.«

»Bei uns immer, Herr Kommissar. War das mit dem Toten tatsächlich ein Unfall?«

»So ist es.«

»Schrecklich.« Der Wirt schüttelte den Kopf. »Wie kann so etwas nur geschehen.«

»Mein Bekannter ist ausgerutscht.«

Der Wirt bekam einen ungläubigen Blick. »Das sagen Sie. Bei uns hier erzählt man es sich anders.«

»Und wie?«

»Trinken Sie erst mal.«

Das taten wir auch. Mir schmeckte das Bier, es war gut gekühlt.

Julie hatte Limonade bekommen. Ein großes Glas voll, das sie fast zur Hälfte leertrank.

»Also«, sagte Will, sich Schaum von den Lippen wischend. »Was spricht man denn bei Ihnen?«

»Daß auf der Brücke jemand erschienen ist. Ein… ein Geist oder so.«

Will lächelte. »Und wie kommen Sie darauf?«

»Haben Sie sich nicht nach der alten Legende erkundigt? Sie wollten doch mehr über die Hexenprobe wissen.«

»Stimmt.«

»Das haben Sie bestimmt nicht ohne Grund getan.«

Mallmann nickte. »Ja, ich hatte meine Gründe, aber ich werde darüber schweigen.«

»Das kann ich mir denken, Kommissar!«

Julie, die kein Deutsch sprach und nur zugehört hatte, wollte wissen, wo die Toiletten sind.

Ich ühersetzte, und der Wirt deutete auf eine Tür im Hintergrund, links neben der Theke.

Unser Schützling stand auf und ging über den mit dunklen Holzbohlen bedeckten Boden. Die Tür quietschte, als sie von Julie aufgezogen wurde. Sekunden später fiel sie zu.

Wir dachten uns nichts dabei. Wenn jemand zur Toilette muß, ist das eine normale Sache.

Nur war Julie kein normales Mädchen, und das sollten wir sehr bald merken…

***

Hinter der Tür blieb Julie stehen und wischte über ihre schmale Stirn.

Irgendwie besaß sie ein schlechtes Gewissen, denn sie hatte ihren Begleitern, die es gut mit ihr meinten, nicht die Wahrheit gesagt.

Schon vor Erreichen des Ortes hatte Julie gewußt, daß sich hier ihr Schicksal entscheiden würde.

Sie konnte keinen genauen Grund angeben, es war ihr Gefühl, das sie so handeln ließ. Hinzu kamen die ungewöhnlichen Strömungen, die von einem sensitiven und sensiblen Menschen, wie sie es war, genau registriert wurden.

Etwas ging hier vor. Etwas Unbekanntes schwebte über dem Ort und hatte sich in Brückennähe konzentriert. Strömungen, die im Unsichtbaren lauerten, die ihr allerdings nicht fremd waren, denn sie spürte, daß es Gemeinsamkeiten gab.

Jemand wartete auf sie.

Julie schritt durch den Gang. Aus der Küche hörte sie die Klänge eines Schlagers, dazwischen ein Zischen, als jemand Fleisch in einen Topf legte.

Die Toilettenräume lagen auf der linken Seite. Julie öffnete die Tür mit der aufgemalten Frau und war wenig später wieder zurück.

Jetzt hätte sie eigentlich zu ihren Freunden gehen müssen, sie überlegte es sich anders und schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Der Gang schloß mit einer breiten, grün gestrichenen Tür ab. Sie besaß in der oberen Hälfte noch ein großes Guckfenster, das allerdings geschlossen war.

Julie blieb vor der Tür stehen und probierte die breite und schwere Klinke.

Das Quietschen der Angeln störte sie, als sie die Tür aufzog. Noch auf der Schwelle stehend, schaute sie sich um. Das Mißtrauen war nicht berechtigt. Niemand hatte von ihrem Davonschleichen Notiz genommen.

Julie gelangte auf einen Hof. Dort parkten zwei Autos, und ein Hund lief ihr entgegen. Ein Rottweiler, der sie böse anstarrte, bellen wollte, doch es sich plötzlich anders überlegte, anfing zu winseln und sich dabei zurückzog.

Das Tier spürte genau, wer ihm hier gegenüberstand. Es war eine Person, anders als die normalen Menschen. Auch Julie kam sich vor, als würde sie unter Strom stehen. Ihre Härchen sträubten sich auf der Haut, die Lippen zuckten, ein Lächeln blieb zurück, als sie auf einen schmalen Weg zuging, der in eine Durchfahrt mündete.

Der Hund hatte sich bis zu seiner zwingerartigen Hütte zurückgezogen und blieb dort hocken. Er kümmerte sich nicht um Julie, die den Hof verließ.

Das Mädchen ließ die Durchfahrt hinter sich und stand in einer anderen Gasse.

Zwei Jungen spielten Fußball. Sie waren in ihrem Alter. Einer schoß den Ball so weit vor, daß er gegen Julies Füße prallte. Sie kickte ihn wieder zurück.

»Willst du mitspielen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Die ist stumm!«

Julie verstand die Jungen nicht und ging durch die schmale Straße, die in den Marktplatz mündete. Hier kannte sie sich aus. Sie brauchte nur den Weg zurücklaufen, den sie auch gekommen war.

Die Brücke zog sie magisch an. Für sie war das Rauschen des Flusses eine Musik, die sie begleitete, und sie konnte ihr Ziel überhaupt nicht verfehlen.

Das Gesicht des Kindes zeigte einen sehr ernsten Ausdruck. Julie spürte den Wind, der ihre Haut streichelte, sie schaute gegen die hohen Wolken am Himmel und spürte wieder die innere Aufgewühltheit, je mehr sie sich ihrem Ziel näherte.

Radfahrer überholten sie klingelnd, weil Julie mitten auf der Straße ging.

Zahlreiche Augen beobachteten sie, aber niemand sprach sie an.

Es war so, als hätten die Menschen nicht gerade Angst vor ihr, aber wohl fühlten sie sich auch nicht.

Das Mädchen war anders. Es paßte einfach nicht in die normale Dorfidylle.

Im Kern des Ortes standen die Häuser dichter. Jenseits der Kirche aber, am Dorfende, zeigte sich die Bebauung lockerer. Zwischen den einzelnen Gebäuden befand sich noch genügend Platz für kleinere oder größere Gärten.

Julie sah die Brücke.

Sie blieb für einen Moment stehen. Um ihre Lippen legte sich ein Lächeln. Jetzt wußte sie, daß sie es richtig gemacht hatte. Die alte

Steinbrücke konnte ihr Schicksal werden.

Sie dachte dabei nicht an den Tod, den hatte sie ja durch die Vernichtung der drei Hexen überwunden. Wenn sie jetzt starb, würde sie nicht noch einmal wiedergeboren werden. Ihre Gedanken beschäftigten sich eher mit einer Person, der die Brücke oder deren unmittelbare Nähe ebenfalls zum Schicksal geworden war.

Janine…

Plötzlich fiel ihr auch wieder der Name ein. Sie konnte nur noch daran denken. Die anderen Gefühle und nicht erklärbaren Ströme überkamen sie fast so intensiv wie in Sukos Wohnung, als sie über den Bildschirm Kontakt mit Janine gefunden hatte.

Janine war in der Nähe, das spürte sie nicht nur, das wußte sie auch. Ihr Einfluß verstärkte sich mit jedem Meter, den Julie zurückließ. Sie wartete darauf, Janine endlich sehen zu können.

Die alte Brücke wirkte wie leergefegt. Auch das Mädchen ging nicht schneller, obwohl es innerlich den Drang spürte.

Dann betrat sie die Brücke, auf der der Weg leicht anstieg, einen Buckel bildete, um auf der anderen Seite wieder abzufallen. Wind fuhr gegen ihr Gesicht, der Fluß bildete eine rauschende Begleitmusik, und Julie ging so weit vor, bis sie den Buckel erreicht hatte.

Genau in der Mitte blieb sie stehen.

Nichts tat sich.

Sie kam sich einsam vor, sie spürte den Wind, wollte ihre Gedanken ordnen, um sie der Person entgegenzuschicken, auf die sie so sehnsüchtig wartete.

Noch meldete sich Janine nicht.

»Wo bist du?« flüsterte Julie. »Bitte, gib mir ein Zeichen. Ich bin den weiten Weg gekommen, um dich zu sehen. Eine Sehnsucht hat mich hergetrieben. Eine alte Sehnsucht, die tief aus der Vergangenheit in die Höhe gestiegen ist.«

Julie sprach nicht wie ein Mädchen ihres Alters. Sie redete schon wie eine Erwachsene.

Und sie hatte nicht umsonst gesprochen. Plötzlich tat sich etwas.

Julies Augen bekamen einen völlig anderen Glanz. Ihre Pupillen weiteten sich, etwas umgab sie wie ein unsichtbarer Schirm, das mußte einfach die Ausstrahlung der anderen Person sein, einem nicht sichtbaren Geistwesen, das den Weg aus einer anderen Welt hergefunden hatte.

»Du hast mich gerufen, Julie?« Die Stimme glich mehr dem Flüstern eines Windstoßes, und sie war im Rücken des Mädchens aufgeklungen.

Julie drehte sich um.

Da stand sie nackt, wie sie erschaffen worden war.

Janine – ihre Schwester!

***

Um die Gestalt der älteren Schwester vibrierte und zuckte es. Ein fast überirdisches, kaum erkennbares Leuchten, das die Konturen des Körpers nachzeichnete.

Janine stand da, lächelte Julie an und störte sich überhaupt nicht daran, daß sie selbst nackt war. »Lange, einfach zu lange habe ich auf dich gewartet, Schwester, aber jetzt ist es endlich soweit, denn wir haben den Bann brechen können. Das Versprechen unserer Mutter damals hat sich erfüllt. Es ist so, als wären nicht die langen Jahre vergangen, du siehst aus wie damals, ebenso wie ich.«

»Unsere Mutter?« fragte Julie.

»Ja, erinnerst du dich nicht mehr an sie?«

»Nein…«

»Dann will ich dir helfen. Damals mußte sie fliehen, weil die Häscher und Soldaten sie vernichten wollten. Die Flucht gelang ihr, aber sie konnte nur eine von uns beiden mitnehmen. Da du die Jüngere warst, fiel ihre Wahl auf dich. Ihr habt das Land verlassen und seid nach England gegangen. Mutter hatte es so gewollt. Auch ich mußte weg, aber sie hat mich zu einem Freund geschickt, der eingeweiht war. Dieser Freund, Kaspar Algorian, wußte genau, was er zu tun hatte. Er tätowierte meinen Rücken und gab mir so die Kraft, das Grauen zu überleben.«

»Was ist mit dem Rücken?«

»Du wirst es gleich sehen.« Janine drehte sich um und breitete zudem noch ihre Arme aus.

Julie bekam große Augen, als sie den nackten, bunt bemalten Rücken ihrer Schwester sah. In dem Wirrwarr konnte sie kaum Einzelheiten erkennen. Sie wußte nicht, was diese Zeichnungen zu bedeuten hatten, weil sie einfach nicht genug gelernt hatte. Es war ihr trotz intensiven Schauens nicht möglich, Einzelheiten zu unterscheiden.

Aber die Tätowierungen waren trotzdem etwas Besonderes. Von ihnen strömte eine Kraft aus, die auch Julie nicht verborgen blieb.

Zudem war es eine Kraft, die nicht von dieser Welt stammte. Sie mußte dort geboren sein, wo Wesen lebten, die den Menschen feindlich gegenüberstanden.

Janine bewegte sich, als würde sie auf einer Bühne stehen und sich einem auserwählten Publikum präsentieren. Sie winkelte die Arme an, streckte sie wieder aus, bog den Rücken durch und bückte sich auch mal, so daß es aussah, als wäre Bewegung in die Fratzen gekommen, und sie flossen ineinander.

Julie verstand nicht.

Sie stand da, schaute zu, aber sie entdeckte auch den dünnen Rauch, der aus den häßlichen Mäulern stieg. Wäre es still gewesen, hätte sie womöglich auch ein Zischen vernommen. So aber blieb es bei den

grüngrauen Rauchschleiern, die sehr schnell die Gestalt der Janine umgaben.

Mit einer grazilen Bewegung drehte sich die Nackte wieder um.

Sie schaute Julie an.

»Nun, kleine Schwester?«

»Ich… ich verstehe nicht …«

Janine lachte. »Ich kann mir denken, daß du nicht verstehst. Du warst damals noch zu klein, viel zu klein. Ich glaube, es war dein erstes Leben. Ich weiß noch, wie unsere Mutter sagte, daß du in all den weiteren Leben immer wieder den gleichen Namen tragen würdest. Sie hat recht behalten, auch heute heißt du Julie.«

»Ich werde aber nicht mehr wiedergeboren werden«, erklärte sie.

»Das weiß ich, Mädchen. Ich habe es gespürt, als man diese drei Hexen vernichtete. Da wußte ich, daß meine Zeit nun gekommen war, daß ich das Versprechen, das ich Mutter gab, einlösen mußte.«

»Was hast du ihr versprochen?«

»Wenn der Schutz der Wiedergeburt nicht mehr gegeben ist, so muß ich auf dich achtgeben. Deshalb nahm ich mit dir Kontakt auf. Wir beide, Julie, sind etwas Besonderes, verstehst du? Wir stehen über den Dingen. Ich möchte, daß wir unsterblich werden.«

»Jeder Mensch muß sterben, Janine, auch ich. Meine Leben sind vorbei, glaube es mir.«

»Du hast einen großen Beschützer?«

Julie hob die schmalen Schultern. »Wer ist es? Ein Mensch? Mein Freund John Sinclair?«

Janine reagierte unwirsch. »Keiner von denen, die dich herbegleitet haben. Das sind die falschen Personen. Unser großer Beschützer ist gleichzeitig auch unser Vater, dem unsere Mutter damals so ergeben war und mit ihm gebuhlt hat.«

»Wer… wer soll das sein?«

»Der Teufel, Julie!«

Sie hatte die Antwort gehört, aber sie wollte sie nicht glauben. Julie mochte den Teufel nicht, sie reagierte wie jeder normale und gesunde Mensch. Auch als sie noch unter der Kontrolle der Hexen gestanden hatte, war ihr der Teufel stets ein Produkt des Hasses gewesen.

Janine lächelte. »Hast du mich verstanden, Kind? Unser Vater ist der Teufel!«

Sie ging einen kleinen Schritt zurück. »Nein, das kann ich nicht glauben. Ich will nicht, daß mein eigentlicher Vater der Teufel ist. Ich mag ihn nicht, ich hasse ihn!«

»Aber ich liebe ihn, Julie. Ich liebe ihn und auch dich. Das darfst du nie vergessen. Er war es, der mir half, als mich hier an der Brücke die Soldaten auf ein Nagelbrett banden und in den Fluß schleuderten. Da spürte ich keine Schmerzen, denn die Tätowierungen Kaspar Algorians

schützen mich. Und er hat einige der tausend Gesichter des Teufels auf meinen Rücken gemalt. Begreifst du nun, kleine Schwester?«

Julie nickte bedächtig. Sie tat es bewußt, weil sie die Antwort hinauszögern wollte und sie einfach nicht einsah, daß Janines Worte den Tatsachen entsprachen.

»Du kannst es drehen und wenden, Julie. Du kannst dich sträuben und es nicht wahrhaben wollen, es bleibt eine Tatsache. Der Teufel ist unser Vater. Er hat sich meiner angenommen. Er hat meinen Körper vor dem Verfaulen bewahrt. Ich bin auch nicht ertrunken, ich starb zwar, aber ich lebe weiter. Ich bin deine schöne Zombie-Schwester…«

»Das Wort kennst du auch?«

»Ja, ich habe es gelernt, denn ich kehrte hierher oft zurück und habe die Menschen beobachtet. Jetzt habe ich dich gefunden, meine eigentliche Aufgabe ist erfüllt.«

Julie bedauerte es zwar nicht, den Weg zur Brücke eingeschlagen zu haben, sie machte sich nur Vorwürfe, weil sie mit den Worten ihrer Schwester nicht zurechtkam. Etwas stimmte da einfach nicht. Es waren zu viele Unwägbarkeiten und…

»Willst du wissen, was ich jetzt vorhabe, Julie?«

»Ja.«

»Es geht um uns beide, mein Kind. Wir werden die Zukunft gemeinsam verbringen.«

»Wir?«

»Ja, wir beide. Ich habe dich nicht umsonst so lange gesucht. Ich kann jetzt keinen Rückzieher mehr machen, es geht einfach nicht, wenn du begreifst.«

»Nein. Ich will es nicht. Ich will einfach nicht mit dir gehen. Ich habe mein anderes Leben, ich möchte mit den neuen Freunden zusammen sein. Ich kann nicht bei einer Person bleiben, deren Vater der Teufel ist. Begreife das.«

»Er ist auch dein Vater!«

»Das weiß ich nicht!«

»Julie.« Janine streckte die rechte Hand aus. »Julie, ich bitte dich, so darfst du nicht reden. Ich will, daß du bei mir bleibst, und du wirst jetzt zu mir kommen.«

»Nie!«

Da lächelte Janine nur. Im gleichen Augenblick spürte Julie bereits den Strom der Kraft, der ihr von Janine aus entgegenfloß. Es war ein Strom, dem sie nichts entgegensetzen konnte. Sie mußte der älteren Schwester einfach gehorchen.

»Wir werden es ihnen zeigen, Julie, Wir werden diesen Ort bestrafen, die Menschen, die hier leben, sollen spüren, wer unser Vater ist. Der Teufel wird über sie kommen wie ein grausames Gericht. Das kann ich dir versprechen. Ich habe nicht ohne Grund so lange gewartet, nicht

ohne Grund. Ich muß mich an den Nachkommen derjenigen, die mich quälten, rächen. Ich werde dich und…«

»Neiiinnnn!«

»Du hast keine andere Möglichkeit, Julie, keine andere Möglichkeit.« Die Hände berührten sich.

Julie spürte es wie einen Schlag. Sie schrak zusammen, etwas rann durch ihren Körper und erstickte ihren Widerstand. Sie wollte ablehnen, doch es war ihr nicht möglich, auch nur ein Wort hervorzubringen. Janines Kraft war einfach stärker.

Auch kam sie sich vor wie in einer anderen Welt. Sie hörte ein grelles Geräusch, das gleichzeitig warnte und ihr entgegendröhnte.

Auch glaubte sie, einen leichten Lastwagen zu erkennen, der auf die Brücke zufuhr, aber seine Umrisse verschwammen in einer Wolke, die auch Julie und Janine umgab.

Beide Mädchen lösten sich auf.

Und der Fahrer, der sie noch gesehen hatte, wäre fast gegen das Brückengeländer gerast…

***

Der Schweinebraten war serviert worden. Schon zuvor hatte der köstliche Bratenduft aus der Küche uns hungrig gemacht, und als wir das knusprige Stück Fleisch auf dem Tisch stehen sahen, lief uns das Wasser im Mund zusammen. Dazu wurde warmer Kartoffelsalat serviert, den ich auch zum erstenmal in meinem Leben probierte.

Er schmeckte mir ausgezeichnet. Jeder bekam zwei Scheiben vom Braten ab, aber ich hatte kaum den ersten Bissen in den Mund geschoben, als es mir kalt den Rücken hinablief und ich starr sitzenblieb.

Das war auch meinen beiden Freunden aufgefallen.

»Was ist los?« fragte Suko.

»Julie!« Ich stand auf. »Sie ist noch nicht zurück!«

»Verdammt!« flüsterte Will Mallmann. Er ließ sein Besteck sinken und legte es zur Seite. »Du hast recht.«

»Und wie ich recht habe!«

Die Wirtsleute schauten mir aus staunenden Augen nach, wie ich auf die Tür zurannte, durch die Julie verschwunden war. Ich fand die Damentoilette sofort, schaute mich um, auch in den beiden Kabinen, und fand sie leer. Keine Spur von Julie.

Sicherheitshalber durchsuchte ich auch die nebenan liegende Herrentoilette mit dem gleichen negativen Ergebnis.

Julie hatte sich aus dem Staub gemacht und uns damit geleimt.

Was war der Grund? War sie freiwillig gegangen oder von irgend jemandem dazu gezwungen worden?

Da kam eigentlich nur die Tätowierte in Frage.

Ich ging wieder zurück. Will und Suko erwarteten mich mit fragenden Blicken. Keiner von ihnen hatte sein Essen angerührt.

Mein Schulterheben sagte ihnen genug.

»Sie ist weg, nicht?«

Ich nickte Will Mallmann zu. »Ja, Julie hat uns verlassen. Einfach so oder auch nicht.«

Die Wirtin hatte mich verstanden. »Ist Ihre junge Begleiterin weg?«

»Es sieht so aus.«

Die Frau wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie wischte ihre Hände ab und meinte. »Das ist seltsam. Sie kann nur die Hintertür genommen haben. Im Hof allerdings lauert unser Hund, ein Rottweiler, und der läßt niemanden vorbei. Ich war in der Küche und hätte sein Bellen eigentlich hören müssen.«

»Normalerweise haben Sie recht, aber dieses Mädchen ist anders als Kinder in seinem Alter, Julie wird auch mit scharfen Hunden fertig, glauben Sie mir.«

»Wie denn?«

»Es ginge zu weit, Ihnen das jetzt zu erklären. Wir werden leider den Schweinebraten nicht essen können.«

»Das verstehe ich, Sie wollen das Kind suchen.«

»Genau«, sagte Will. »Was sind wir Ihnen schuldig?«

»Noch nichts. Erledigen Sie das später. Sie bleiben sicherlich im Ort?«

»Und wie.«

Vor dem Lokal, in der kleinen Gasse, schauten wir ebenfalls nach.

Natürlich hielt Julie sich nicht hier auf. Will Mallmann nickte mir zu. »Du weißt, wo sie bestimmt hingegangen ist?«

»Ja, zur Brücke.«

»Worauf warten wir noch?«

Wir rannten zwar nicht, aber im Sturmschritt liefen wir durch den Ort und erreichten die Brücke in einer wahren Rekordzeit. Leer fanden wir sie vor.

Will Mallmann lehnte sich gegen das Geländer. Der Wind hatte seine wenigen Haare in die Höhe geweht, die er jetzt zurückstrich.

»Habt ihr etwas anderes erwartet?«

»Nein«, sagte ich.

»Wo kann sie hingelaufen sein?«

»Falls Julie allein weggegangen ist«, bemerkte Suko. »Ich habe eher den Eindruck, daß sie sich mit jemandem getroffen hat. Janine wird auf sie gewartet haben.«

Keiner von uns hatte Einwände. Ich verließ die Brücke und schaute die abfallende Uferböschung hinab zum gurgelnden Fluß hin, dessen grau wirkende Wassermassen unter der Brücke herschossen.

Suko sprach mich an. »Glaubst du, daß Julie ins Wasser gegangen ist, John?«

»Man muß damit rechnen.«
»Bestimmt nicht.«
Ich drehte mich um. »Was ich jetzt sage, hört sich schlimm an. Möglicherweise ist es für Julie sogar besser, wenn sie wirklich ins Wasser gegangen ist. In der Gewalt ihrer Schwester wird sie alles Menschliche verlieren, meine ich.«
»Ich kann es nicht sagen.«
»Hat es Sinn, hier zu warten?« fragte der Kommissar. Er schaute mich an. »Kannst du Julie wieder herlocken.«
»Wie denn?«
»Durch dein Kreuz. Es ist doch manchmal so etwas wie ein Indikator für fremde Mächte.«
»Gut, ich versuche es.«
Will lachte bissig. »Optimistisch hörte sich das aber nicht gerade an.«
»Bin ich auch nicht.«
Mein Kreuz reagierte nicht. Es war in diesem Augenblick keine negative magische Strömung vorhanden. Kopfschüttelnd steckte ich es wieder ein.
»Da sind wir drei gestandene Männer und lassen uns von einem Kind so leimen.«
»Wer hätte Julie denn nicht vertraut?« sagte Suko.
»Das ist es eben. Wir haben ihr vertraut und nicht mit der Kraft ihrer, sagen wir mal, Familie gerechnet.« Ich hob die Schultern. »Wir können es drehen und wenden, Freunde. Julie ist uns entrissen worden.«
»Und werden sie nie mehr wiedersehen«, erklärte Will.
Ich schaute ihn nachdenklich an. »Nein, mein Lieber, daran glaube ich nicht.«
»Hast du einen Grund?«
»Ja.« Ich deutete nach unten. »Diese Brücke hier und das, was auf ihr geschehen ist, sehe ich als Grund an. Was in der Vergangenheit geschehen ist, wird auch für die Zukunft oder unsere Gegenwart jetzt Bedeutung haben. Ich rechne damit, Julie und ihre Schwester noch einmal zu sehen. Und zwar hier im Ort.«
»Wann?« fragte Suko.
»Bin ich Hellseher?«
»Das wäre schön.«
»Ich muß John recht geben«, erklärte Will. »Wenn ich mir den Fall durch den Kopf gehen lasse, kann das Erscheinen der Tätowierten nicht allein den Grund gehabt haben, Julie zu finden. Bestimmt wird diese Person noch einiges in die Wege leiten.«
»Zum Beispiel?« fragte ich.
»Rache?«
Ich wartete mit meiner Antwort. »Ja, das ist möglich. Okay, dann warten wir also.«

Auf der Brücke hatten wir nichts mehr verloren. Der Appetit allerdings war uns vergangen.

Als wir am Marktplatz eintrafen, herrschte dort Aufregung.

Einige Bewohner standen beisammen und diskutierten. Da sie Dialekt sprachen, verstand ich sie nicht so gut. Dafür bekam Will spitze Ohren und hielt uns zurück.

»Was ist denn?«

»Das ist interessant«, sagte er. »Die beiden Mädchen müssen gesehen worden sein, und zwar auf der Brücke. Ein Autofahrer hat sie entdeckt. Sie sind dann wie ein Spuk verschwunden, als hätten sie sich aufgelöst. So hat er berichtet.«

»Wie ein Spuk«, wiederholte ich leise und schüttelte den Kopf.

»Dann hat Janine es geschafft und ihre Schwester in eine andere Welt geholt. Verdammt auch…«

***

Natürlich hatten wir das Dorf nicht verlassen. Wir waren noch einmal in das Lokal zurückgekehrt und hatten unsere Rechnung beglichen. Ich war davon überzeugt, daß wir Spuren der Schwestern finden würden. Fragte sich nur, wann, wie und wo.

Das Warten kann nicht nur lang, auch zu einer regelrechten Qual werden, wie wir merkten.

Die Zeit dehnte sich. Sie wollte einfach nicht vorbeigehen. Obwohl es in diesem kleinen Ort für uns Abwechslung genug gab, sahen wir jede Minute als eine Qual an.

Wir hatten den Ort durchstreift. Will Mallmann hatte auch einen Bekannten getroffen, einen älteren Mann namens Emil Schneider, der ihm die Bilder entwickelt hatte. Auch Schneider konnte uns nicht mehr helfen. Suko und ich trennten uns von Will und trieben uns nahe der Brücke herum. Wir durchkämmten deren unmittelbare Umgebung, suchten dort nach Spuren, fanden in hinterlistigen Verstekken alles mögliche an Abfall, nur von Julie und Janine entdeckten wir keine Spur.

Es war wie verhext!

Vor Nervosität fing ich an zu qualmen, obwohl ich das Rauchen sehr stark eingeschränkt hatte. Die Zeit verging trotzdem, und auch die Lichtverhältnisse änderten sich.

Die Dämmerung schob sich als klotzige Wand über den Himmel.

Schatten entstanden und nahmen an Länge zu. Sie tasteten sich wie Finger in den Ort. Die Temperaturen fielen etwas. Von den Höhen der Weinberge fiel der Wind in das Tal und strich auch über den Fluß.

Die Autos fuhren mit Licht. Auch in den Häusern wurden die Lampen angezündet.

Einige Lokale bekamen Besuch von ihren Stammgästen. Suko und

ich, die wir wieder zurück in das Dorf gegangen waren, fanden unseren Freund Will Mallmann in dem Lokal sitzend, wo wir hatten essen wollen. Der Kommissar drehte ein Glas Mineralwasser zwischen seinen Händen.

»Nichts gefunden, wie?«

»So ist es.«

Die Wirtsleute, die fünf an der Theke stehende Männer bedienten, bekamen lange Hälse. »Haben Sie das Mädchen gefunden?« riefen sie fragend zu uns hinüber.

»Nein, leider nicht.«

Wir bekamen keine Antwort mehr. Den Blicken der beiden war zu entnehmen, daß sie Julie nicht viele Chance einräumten. Als ich mir ein Glas Saft bei ihnen abholte, schlug der Wirt vor, es mit der Polizei zu versuchen, damit die Beamten das Gelände durchkämmten.

»Morgen vielleicht«, sagte ich, um ihn zu beruhigen, was er wiederum nicht begriff.

»Ich wäre dafür«, schlug Will vor, »daß wir nicht hier warten. Die Umgebung der Brücke ist besser.«

Suko stimmte zu, ich hatte ebenfalls nichts dagegen. Für Will Mallmann war die Brücke ein magisches Kraftfeld, eine Zone, in der alles seinen Anfang nahm.

Wir verabschiedeten uns und gingen durch den dunkel gewordenen Ort, in dem es auch leiser geworden war. Es hatte sich eine gewisse winterliche Abendstille ausgebreitet.

Die Brücke lag im Dunkeln. Vom Wasser her und aus der unmittelbaren Nähe des Ufers stiegen Dunstschwaden in die Höhe und verteilten sich zwischen den beiden Geländerseiten.

Will wischte sich über die Augen. »Jetzt gaukelt mir der Dunst schon Gestalten vor.« Er lachte leise. »Allmählich glaube ich daran, daß ich reif für die Pensionierung bin.«

»Laß dir damit noch Zeit«, sagte Suko. Er hatte die Brücke als erster erreicht und blieb in der Mitte stehen.

Auch wir gesellten uns zu ihm.

Will wollte etwas sagen, hielt jedoch den Mund, als er sah, daß ich mein Kreuz hervorholte. Er nickte nur – und staunte, als er sah, daß mein wertvoller Talisman plötzlich reagierte.

An den Seiten des Kreuzes erschien ein silbriger Schein, ein geheimnisvolles Leuchten, das wie ein Schimmer auch gegen unsere Gesichter strahlte.

»Es funktioniert«, flüsterte der Kommissar. »Verflixt, John, da hat sich was getan.«

»Jetzt brauchen wir nur noch die Mädchen«, meinte Suko.

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich sind sie hier, haben sich materialisiert.«

»Und dann?«
»Sie brauchen nur einige Schritte zu gehen, um in den Ort zu gelangen.«
»Das meine ich auch«, sagte Will.
»Also stehen wir hier falsch?«
»Weiß ich nicht, Suko.«
Ja, wir standen falsch, das merkten wir wenige Sekunden später, denn aus dem Dorf hörten wir schrille Schreie und eine mächtige Detonation, der eine Feuersäule folgte, die wie ein schauriges Fanal in den dunkelgrauen Himmel stieg.
»Das muß am Marktplatz gewesen sein!« schrie der Kommissar, drehte sich um und sprintete los…

***

Wir erreichten den Marktplatz und bekamen den Eindruck, eine filmreife Szene zu erleben, die ein Action-Regisseur geschaffen hatte, um gute Außenaufnahmen in den Kasten zu bekommen.
Die Detonation und das anschließende Feuer waren keine Täuschung gewesen. Mitten auf dem Marktplatz brannte, aus welchen Gründen auch immer, ein abgestellter Lkw. Die Wucht der Explosion hatte ihn zerrissen. Vom Fahrerhaus waren nur mehr Fragmente übriggeblieben, auch die Ladefläche hatte es erwischt. Sie aber war noch vorhanden, auch wenn die Plane in hellen Flammen stand.
Es hatte eine Panik gegeben. Wir konnten nicht erkennen, ob jemand verletzt oder getötet worden war. Die Menschen hatten sich zurückgezogen. Sie drängten sich in Hauseingängen oder starrten aus den geschlossenen Fenstern auf den Marktplatz.
Ein Übergreifen des Feuers auf andere Autos oder Häuser lag noch nicht im Bereich des Möglichen. Der Wagen war ziemlich allein geparkt worden. Er stand dort wie eine brennende Insel.
Der Wind stieß in die Flammen. Er fauchte die gierigen Zungen hoch und drehte sie so, daß uns Hitze und beißender Qualm entgegenschlug, der unsere Augen tränen ließ.
Der gesamte Platz war durch das flackernde Feuerlicht erhellt worden. Tastend und zuckend glitt der Widerschein auch an den Fassaden in die Höhe, bedeckte die Fenster von außen und ließ die hinter den Scheiben stehenden Zuschauer aussehen wie zerlaufende und sich auflösende Zombiegestalten.
»Wo sind die beiden?«
Will Mallmann hatte genau die richtigen Worte gefunden. Eine Erwiderung konnte er von uns nicht bekommen.
Weder von Janine noch Julie sahen wir etwas.
»Wir müssen näher heran«, sagte Suko. »Vielleicht entdecken wir sie dann.«

»Im Feuer?« fragte Will.
»Gut, dann trennen wir uns. Einkreisen«, sagte ich. »Wer etwas sieht, meldet sich.«
»Abgemacht!« Suko nickte.
Er ging nach links weg. Will Mallmann nach rechts, mir blieb der direkte Weg auf den brennenden Wagen zu.
Leider war es kein kaltes Höllenfeuer. Je weiter ich ging, um so mehr Rauch schlug mir entgegen. Dieser verdammte Qualm stank, als hätte jemand Gummi verbrannt.
Ab und zu, wenn der Wind die Richtung wechselte und das Feuer zur Seite trieb, konnte ich den ausbrennenden Wagen besser erkennen. Es sah jedesmal so aus, als würde eine unsichtbare Riesenhand dazwischenfunken.
Wieder einmal fiel mein Blick auf das brennende Führerhaus.
Und dort hockte sie inmitten der Flammen.
Julie!
Ich blieb abrupt stehen und schrie gegen das Geräusch des tosenden Feuers an. Möglicherweise hatte sie mich gehört, denn sie drehte ihren Kopf und wandte mir das Gesicht zu.
Eigentlich hätte Julie längst verbrannt sein müssen, nicht mehr als eine schwarze Mumie, doch sie schien völlig okay zu sein, wie sie auf dem Beifahrersitz hockte und wahrscheinlich darauf wartete, daß ich zu ihr kam.
Wenn ich sie haben wollte, mußte ich in das Feuer. Und ich würde verbrennen.
Sie hob den rechten Arm und bewegte die Hand, als wollte sie in die nächste Flamme hineingreifen. Es war ein Gruß, und der galt mir allein. Normal wäre meine Umkehr gewesen. Das wiederum wollte ich nicht, ich konnte Julie einfach nicht allein lassen.
Also ging ich weiter.
So ähnlich wie ich mußte sich ein Hähnchen vorkommen, wenn es von einer Seite gegrillt wurde. Die Hitze war kaum mehr auszuhalten. Mein Gesicht hatte sich gerötet, die Augen tränten, längst besaß mein Blick nicht mehr die frühere Klarheit.
»Julie!« Ich hatte vor dem Schrei Luft geholt und das Gefühl gehabt, Feuer zu trinken. »Julie, komm zu mir. Verlaß diesen brennenden Wagen. Du mußt…«
Ich kam nicht mehr dazu, weiterzusprechen, denn der brennende Wagen bekam einen heftigen Stoß und setzte sich plötzlich in Bewegung. Er fuhr, drehte sich und rollte genau auf mich zu.
Mit Julie auf dem Beifahrersitz!

***

Niemand war da, um zu löschen. Die Bewohner schienen zu wissen,

daß hier Dinge abliefen, die rational nicht mehr zu begreifen waren.
Der Wagen rollte weiter.
Mich hatte er nicht erwischt, ich war ihm sehr schnell aus dem Weg gelaufen. Er hatte auch nicht gestoppt. Als flammende Botschaft rollte er durch den Ort, seinem neuen Ziel entgegen.
Das konnte nur die Brücke sein!
Längst waren Suko und Will wieder bei mir. Auch sie zeigten sich ratlos, bis mein Freund Suko eine Idee hatte, der wir nicht widersprachen. Er wollte einen Bogen schlagen und an der Brücke auf den Wagen warten. Im Nu war er verschwunden.
Will und ich aber folgten dem brennenden Fahrzeug…

***

Suko empfand es jetzt als Vorteil, daß er sich am Nachmittag so gut im Ort hatte umschauen können. Er kannte die Schleichwege, konnte Bögen schlagen und erreichte sein Ziel noch weit vor dem brennenden Fahrzeug. Allerdings nicht auf dem normalen Weg.
Suko verschwand in der Deckung des Ufers, bewegte sich auf dem nassen Hang geduckt weiter und schaffte es auch, relativ trocken die Brücke zu überqueren. Dort schauten Steine aus dem Wasser, die er mit Sprüngen überwand.
Dann hatte er die hintere Seite erreicht und wurde nun sehr, sehr vorsichtig.
An der Böschung schob er sich hoch. Er glitt dabei über das braune Wintergras und erreichte den Straßenrand.
Vorsichtig peilte er über die runde Kante der Böschung. Die Straße war leer. Ein Blick nach rechts zeigte ihm, daß auch auf der Brücke niemand stand.
Er schnellte hoch.
Die Aktion war mit einem Risiko verbunden, das mußte Suko eingehen. Nach weiteren Schritten hatte er die Brücke erreicht, schaute in das Dorf hinein und sah bereits den brennenden Wagen ankommen.
Vielleicht hatte er eine Sekunde zu lange gewartet und sich ablenken lassen. Jedenfalls reichte die Zeitspanne der unheimlichen Janine aus, sich zu materialisieren.
Suko hörte sie erst, als sie hinter ihm hämisch lachte. Er kreiselte herum, schaute ihr ins Gesicht und sah die Nackte zum Greifen nahe vor sich stehen.
»Du bist also einer der Helden!«
»Genau!«
Sie lachte ihn an. »Was willst du? Meine Schwester? Willst du sie zu dir holen?«
»Julie ist nicht deine Schwester!«

»O doch. Sie ist ebenso meine Schwester, wie unser gemeinsamer Vater der Teufel ist. Und sie sitzt im Führerhaus des Wagens oder in seinen Resten. Sie wird kommen, und sie wird nicht verbrennen, weil ich es so will. Wenn ihr aber denkt, ihr könntet gegen mich kämpfen, dann muß Julie daran glauben. Dann wird sie, wenn sie herkommt, nur noch aus Asche bestehen. Du kannst es dir überlegen.«

»Willst du dich nicht umdrehen?« fragte Suko.

»Weshalb?«

»Ich möchte deinen Rücken sehen. Ich habe ihn schon einmal gesehen, aber nicht sehr deutlich. Was befindet sich dort eintätowiert? Was, Janine?«

»Es sind die Gesichter unseres Vaters!«

»Des Teufels?«

»Ja, des Wesens mit den tausend Gesichtern. Einen Teil davon habe ich mir auf den Rücken tätowieren lassen, denn sie schützen mich vor dieser verdammten Welt. Sie machen mich auf eine gewisse Art und Weise unbesiegbar.«

»Auch für ein Kreuz?«

»Du trägst keines bei dir!«

»Das stimmt, aber wolltest du dich nicht umdrehen?« Suko wurde die Zeit knapp. Der brennende Wagen war bereits ziemlich nahe herangekommen, und der Inspektor spürte bereits die Hitze in seinem Rücken.

»Nein!« sagte Janine. »Ich werde mich nicht umdrehen. Ich sehe deine beiden Freunde heraneilen. Sie befinden sich hinter dem Wagen. Sie werden auch auf die Brücke kommen, denn hier soll euch das Schicksal ereilen. Diese Brücke wird zu eurem Grab, so wie sie einmal zu meinem Grab hatte werden sollen. Und denke daran, daß du, wenn du mich angreifst, damit Julies Leben riskierst…«

Das wußte Suko. Er befand sich in einer Klemme, aber er wollte nicht aufgeben und das Spiel noch höher reizen.

Er warf einen schnellen Blick zurück. Noch fuhr der Wagen, kam näher, und Suko mußte sich jetzt entscheiden.

Das tat er auch.

Seine Hand rutschte unter die Jacke, wo er den geheimnisvollen Stab trug. Er berührte ihn, drehte sich schon um und brüllte nur ein Wort, das ihm Macht verlieh und alles andere in seiner unmittelbaren Umgebung davon ausschloß.

»Topar!«

***

Für die Dauer von fünf Sekunden stand die Zeit still. Nur Suko konnte sich bewegen. Und er riskierte es. Er raste auf den Wagen zu, spürte die Hitze nicht mehr, tauchte in das Feuer ein, warf sich ins

Führerhaus und griff nach dem Mädchen. Er umfaßte Julie mit beiden Händen, riß sie zu sich heran, schleuderte sich zusammen mit dem Kind wieder zurück, landete am Boden, prallte gegen das Steingeländer, lief weiter, stolpernd, wankend, da waren die fünf Sekunden vorbei.

Ein schriller, wütender Schrei erreichte seine Ohren. Janine stand vor ihm, die Arme erhoben und ausgestreckt. Sie sah das Mädchen in Sukos Armen, und sie sah auch den Schatten, der an dem Chinesen vorbeihuschte und auf sie zujagte.

Der Schatten war ich!

***

Auch ich hatte Sukos Ruf vernommen, die Zeit zwangsläufig abwarten müssen und hatte erlebt, wie mein Freund das Mädchen aus dem brennenden Führerhaus herausgeholt hatte.

Danach gab es für mich kein Halten mehr. Mein Ziel war Janine, und ich setzte das Kreuz ein.

Ich war so schnell, daß sie nicht mehr ausweichen konnte. Sie sah mich dicht vor ihren Augen auftauchen und mußte das Kreuz einfach erkennen. Panik erfaßte ihre Gesichtszüge, vermischt mit einer wilden, schrecklichen Todesangst.

Ich umarmte sie wie eine Geliebte, drückte sie zurück, hielt sie trotzdem fest, und beide fielen wir zu Boden.

Meine rechte Hand aber und mit ihr das Kreuz lagen auf dem Rücken der Blondine.

Einen Schrei hörte ich nicht. Dafür zuckte sie mehrere Male unter mir, und das schöne Gesicht alterte plötzlich innerhalb von Sekunden. Stinkende Schwefelwolken hüllten uns ein. Ich bekam kaum noch Luft, ließ nicht locker und merkte, wie der Körper unter mir zerfiel.

Knochen und Asche wurden von mir umarmt. So lange, bis ich aufstand und auf das halb zerstörte Skelett zu meinen Füßen starrte.

Das untote Leben war ausgetrieben worden, der Teufel hatte es nicht mehr aufrechterhalten können.

Hinter mir hörte ich Schritte. Dann tippte mir Will Mallmann auf die Schulter.

Ich drehte mich um.

Der Wagen brannte noch immer, das interessierte mich nicht. Ich brauchte nur in Wills Gesicht zu sehen, um erkennen zu können, daß etwas Furchtbares passiert sein mußte.

Mein Blick fiel auf Suko. Er sah angesengt aus. Verzweiflung zeichnete sein Gesicht, und auf seinen Armen hielt er ein wunderschönes Mädchen wie eine Puppe.

Ich ging näher, bekam einen Schauer, schaute dann in ein bleiches Gesicht und in Augen, die bereits eine andere Welt sahen.

Suko nickte und schluckte, während trotzdem Tränen an seinen Wangen herabliefen.

»Janines Bann war einfach zu stark!« flüsterte er. »Ich… wir konnten nichts machen.«

»Julie…« Ich sprach den Namen leise aus. »Julie, mein Gott …«

Sie konnte mir keine Antwort mehr geben, nie mehr. Ich nahm sie Suko ab. Das Mädchen hatte mich in den letzten Wochen durch eine Hölle geführt. Ich hatte Julie retten wollen, die anderen Kräfte aber, die sie über Jahrhunderte hinweg verflucht hatten, waren letztendlich stärker gewesen.

Ich verließ die Brücke, ging zurück in den Ort, wo Julie auch ihre letzte Ruhestätte finden sollte.

Meiner Tränen schämte ich mich dabei nicht…

ENDE